

17. Jahrgang August 2011

1,80 Euro davon 90 Cent für den/die VerkäuferIn

fifty fifty

Obdachlose von der Straße lesen.

Literatur

Stadt- Geschichten

von Senta Berger
Wladimir Kaminer
Milena Moser
Melinda Nadj Abonji
Ingrid Noll
Martin Suter
Roger Willemsen
u. a.





Olaf Cless, Kulturredakteur von *fiftyfifty*

Liebe Leserinnen und Leser,

die Ausgabe, die Sie in Händen halten, ist anders als sonst. Sie enthält ausschließlich literarische Beiträge – Kurzgeschichten, Kolumnen, Roman auszüge und mehr. Die Autorinnen und Autoren haben sie unentgeltlich für den Abdruck in Straßenmagazinen wie unserem zur Verfügung gestellt. Dafür danken wir ihnen herzlich, ebenso wie den Kolleginnen und Kollegen vom Hamburger Straßenmagazin *Hinz & Kunzt*, die das Gemeinschaftsprojekt initiiert und uneigennützig vorangetrieben haben.

Statt der gewohnten journalistischen Monatsmischung bekommen Sie hier also Lesestoff der anderen Art – Unterhaltung, Spannung, Komisches und Nachdenkliches aus der Feder bekannter Schriftsteller aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Sie erleben kleine Tragödien der Großstadt, lachen über einen Karrieristen beim Versuch, medienwirksam ein paar Straßenzeitungen zu verkaufen, erschauern bei der Schilderung von Hunger und Gefangenschaft oder kommen ins angeregte Grübeln über das Für und Wider des Reichtums auf Erden. Vielleicht entdecken Sie dabei ja den einen oder anderen Autor, von dem Sie gern mehr lesen möchten.

Sie finden in dieser Ausgabe auch eine Reihe ungewöhnlicher Bilder. Sie stammen von der Fotokünstlerin Katharina Mayer, mit der *fiftyfifty* auch sonst eng zusammenarbeitet. Ihre Motivauswahl ist von den Texten inspiriert, ohne darin ganz aufzugehen. Immer bleibt ein Moment der Irritation und Überraschung, ein Überschuss an Phantasie und Märchenhaftigkeit.

Wir hoffen, dass Ihnen unsere literarische Auswahl gefällt. Auswählen mussten wir nämlich, denn es lagen weit mehr Beiträge vor, als auf unsere 32 Seiten passen. Im September meldet sich *fiftyfifty* dann wieder mit einem regulären, aktuellen Heft zurück.

Bis dahin wünscht Ihnen einen schönen August

Olaf Cless

Unser Motto:

**Verkaufen
statt Betteln.**

Bitte nur bei VerkäuferInnen MIT *fiftyfifty*-Ausweis und OHNE Bettelbecher kaufen. Bitte STETS unsere Zeitung mitnehmen und ggf. weiter verschenken. (VerkäuferInnen mit nur einer Zeitung, die diese nicht abgeben wollen und als Vehikel zum Betteln nutzen, bitte meiden.)

Wir
danken
für Ihre Spende.
Unser Spenden-
Konto lautet:
Asphalt e.V.,
Kontonummer
539661-431
BLZ 36010043
Postbank Essen.

AUTO SERVICE CENTER LUCKEL

Unser Dienstleistungsangebot

- KFZ-Reparaturen aller Art
- Unfallschadenbeseitigung
- Karosserie- und Lackierarbeiten
- TÜV/AU im Hause
- KFZ-Fahrzeuggpflege und -Polierung
- KFZ-Fahrzeugaufbereitung
- Reifenservice inkl. Saisoneinlagerung

Meisterbetrieb der
KFZ-Innung
Neu- und Gebrauchtfahrzeuge
zu attraktiven Preisen

Ekrather Straße 139
40233 Düsseldorf
Telefon (0211) 175 67 37
Fax (0211) 175 67 38

Heinzelmannchen



Hauptputz? Einkauf? Wäsche reinigen? Pflanzen versorgen?
Kinder betreuen? Haustiere betreuen?
Wird erledigt.

Gumbertstr. 91 · 40229 Düsseldorf
Tel.: 0211/600 2000 · Fax: 0211/600 2449



Kfz-Sachverständigen- und Ing.-Büro Renken

Mobil: 0178 – 163 68 82

Im Auftrag der KÜS

- Hauptuntersuchungen
- Änderungsabnahmen
- Oldtimergutachten
- Gas-System-
Einbauprüfungen

- Kfz-Schadengutachten
- Kfz-Wertgutachten
- Gebrauchtwagenbewertung
- Gasprüfungen (DVGW 607)
- UVV-Prüfungen
- Arbeitssicherheit



In diesem Heft: alle Fotos von Katharina Mayer

Verlosung

Es ist nicht leicht, hinter die Fassaden einer Stadt und ihrer Menschen zu schauen. Da kommen so manche Masken und Verkleidungen zum Einsatz. Auch in den Geschichten, die Sie in unserer Ausgabe finden, geht es mitunter etwas rätselhaft und undurchsichtig zu. Deshalb schien uns Katharina Meyers listig-lustige Maskenträgerin ein passendes Motiv für die Titelseite. *fiftyfifty* verlost einen hochwertigen Originalabzug (40 x 30 cm)!

- 04 Reinhard Stöckel: *Mandel***
Sie nannte ihn Mandel seiner Augen wegen
- 06 Sandra Hughes: *Roland A. Meier im Selbstversuch***
Er rechnet damit, dass er die Magazine bis Mittag verkauft hat
- 09 Martin Suter: *Flexible response***
Eine Kündigung liegt in der Luft
- 10 Roger Willemsen: *Einsam in Tokio***
Zwischen Hotel „Jahrhundert“ und Hostess-Bar
- 14 Abbas Khider: *Die Orangen des Präsidenten***
Der Hunger in der Gefängniszelle gebiert Alpträume
- 16 Melinda Nadj Abonji: *Aus einem Hund wird kein Speck***
Onkel Piri bereitet sich aufs Zeitungslesen vor
- 19 Wladimir Kaminer: *Berühmte Persönlichkeiten***
Albert Einstein & Co. auf der Schönhauser Allee
- 20 Senta Berger: *Mein bleicher Vater***
Klappbetten, Kälte und ein Klavier
- 22 Milena Moser: *Stadtgeschichten***
Eine Nackte im Hotelzimmer und andere Alltagsdramen
- 25 Axel Hacke: *Selbstabbruch***
Vom Umgang mit seltsamen Mails aus Afrika
- 27 Sibylle Berg: *Die Reichen***
Machen wir uns nichts vor, Reiche sind glücklich
- 30 Ingrid Noll: *Das Händchen***
Ein Scherzartikel kommt zu späten Ehren

Das Team für Lebensqualität

Pflege- und Beratungs-

Team

Ralf Hansen

Bundesweit erster Qualitätsgeprüfter und zertifizierter ambulanter Pflegedienst nach:

3 CERT
TÜV NORD (1999-2023)
30.04.2024

certifiziert
bauquintas
NACH MAA3-BD04

- Krankenpflege
- Nachtpflege
- Kostenl. Beratungen

Telefon.: 0211 - 600 5200
Gumbertstr. 91 - 40229 Düsseldorf

Mütter mit kleinen Kindern brauchen Zeit ...

für Einkauf, Arztbesuch, Behördengang und vieles mehr. Auch Frau S. könnte Ihre Unterstützung gut gebrauchen.

Haben Sie Zeit für die ehrenamtliche Betreuung von Kindern?



Zum Beispiel einmal wöchentlich für 2 –3 Stunden.

Wir beraten und begleiten Sie.

Ehrenamt beim SKFM, Tel.: 46 96-186
40476 Düsseldorf, Ulmenstraße 67

SKFM
SOZIALDIENST KATHOLISCHER FRAUEN UND MÄNNER e.V.

Mandel

Von Reinhard Stöckel



Sie nannte ihn Mandel seiner Augen wegen. Sie arbeiteten beide in einem dieser Bistros, wie man sie auf Bahnhöfen findet. Der Tag, an dem es passierte, hatte eigentlich gut begonnen. Mandel trug seine neuen Schuhe, solche mit extra dicken Sohlen. Er stand in der Küche hinter einem langen Tisch, zerteilte mit einem großen Messer Baguettes und belegte sie mit Käse, Schinken und Salat. Manchmal schob ihm der Koch, ein stämmiger Italiener, ein paar Karotten oder Auberginen zu, die er in Stücke schneiden sollte.

An die Wand war ein altes Filmplakat von Bruce Lee gepinnt. Mandel liebte Karatefilme mit Bruce Lee. Er hatte vor Jahren sogar einen Karatekurs begonnen, ihn aber, nachdem er in diesem Bistro gelandet war, nicht mehr bezahlen können.

Mandel sah über die geflieste Mauerbrüstung, welche die Küche vom Büfett trennte, hinüber zu Fahli und strahlte. Er würde sich

nicht mehr mühsam auf den Zehenspitzen recken oder einen Schemel heranziehen müssen. Jetzt, mit diesen neuen extra dick besohlenen Schuhen, konnte er in den Kasten mit den Messern greifen, einen Topf auf den Herd schieben, zum Gemüsekorb gehen und dabei, wann immer er wollte, hinübersehen, über das Büfett hinweg, wo Pommes frites im Öl hingen und dunkle braune Soßen vor sich hin blubberten, hinüber zu Fahli, die drüben hinter dem Getränkresen stand.

Fahli lachte. Mandel wurde verlegen. Er war sich nie sicher, ob in Fahlis Lachen nicht ein wenig Spott mitschwang. Sie hatte ja auch einen Freund, einen dieser großen langen Kerle, die umherstapften, als knöpften sie sich nicht nur eine kleine Perle, sondern die ganze Welt ins Ohr. Viel zu grob und rücksichtslos für Fahli. Denn Fahli hatte so winzige Brüstchen, so arglos. Mandel dachte an zu Hause, wo er gerne mit einem zahmen Mungo gespielt hatte. Er neckte es mit einem Tuch, ließ es um den Kopf des Tieres kreisen, schneller und schneller bewegte er seine Hand, schneller und schneller drehte sich das Tier im Kreis und verharrte erstaunt, wenn das Tuch es plötzlich völlig bedeckte. Statt sich zu befreien, schnuffelte das Tierchen nun nach einem Pfirsichstück, folgte mit der Nase Mandels Hand.

Fahlis dunkle Locken rollten über ihre Schultern, kringelten sich überm Schlüsselbein, wo die Zimtfarbe ihrer Haut in das leicht verwaschene Blau ihres Shirts wechselte. Darunter, wie zwei Mungoschnäuzchen hinter einem blauen Vorhang, lagen Fahlis Brüstchen arglos und erwartungsvoll.

Ein guter Tag. Doch dann kamen diese Leute und wollten Frühstück. Sie bestellten bei Fahli. Fahli sah achselzuckend auf die Uhr und sah zu Mandel. Mandel sah zum Italiener und rief: Fünf Mal Frühstück! Der Italiener sah zu Uhr, hob die Schultern und rief den Leuten zu: Frühstück ist alle!

Es sei doch erst elf, empörten sich die Leute.

Frühstück bis halb elf, sagte der Italiener, ab elf Mittag.

Die Leute verließen kopfschüttelnd das Bistro. Das war zu viel für Mandel. Wie er einfach fünf Gäste verscheuchen könne.

Ich habe niemand verscheucht, die sind von selber gegangen.

Weiß du nicht, was der Chef gesagt hat?!

Klar weiß ich, was der Chef gesagt hat: wenig Gäste wenig Geld. Na und? Ist auch weniger Arbeit!

Na und!? Mandel raufte sich die Haare. Erst wenig Arbeit, dann keine Arbeit, dann Schluss!

Der Streit, der folgte, wurde in zwei verschiedenen Sprachen ausgetragen, untermalt von heftigen Gesten und bekräftigt mit allgemein verständlichen deutschen Schimpfwörtern.

Der Koch füllte währenddessen weiter die Pfannen und Töpfe des Büfetts, ein Schwapp Rotkraut klatschte daneben. Mandel gestikuliert über die Brüstung hinweg mit dem Messer.

Der Italiener kniete sich von der anderen Seite auf das umlaufende Büfett, streckte den Arm aus und langte nach Mandels Nase, die, obwohl recht klein, er zwischen Daumen und Zeigefinger zu fassen bekam und mehrmals kräftig nach links und nach rechts drehte, wobei er in

vorzüglichem Deutsch Mandel eine kleine schlitzäugige Küchenratte nannte, die der Chef sowieso bald ...

Mandel hörte Fahlis Stimme. Lass los, du tust ihm weh!

Ach dieser weiche und klare Ton erklang nur für ihn, und Mandel hätte, um ihn zu hören, gerne die italienische Nasenzwinge noch länger ertragen. Doch der Grad seines Glückes steigerte sich noch, als Fahli ihm das Blut von der Nase tupfte.

Leg den Kopf nach hinten. Ja so! So ist gut.

Oh, das war gut. Mandel schloss, den Kopf auf ihrem Schoß, die Augen und wenn er sie öffnete, dann sah er über sich zwei Mungoschnäuzchen. Er lächelte selig.

Der Rest des Tages verlief ohne weitere Zwischenfälle. Am späten Abend hockte Mandel auf einem Schemel zwischen Herd und Arbeitstisch, saugte an einer Bierflasche und betrachte Bruce Lee. Die Dinge müssen sich ändern, dachte Mandel. Er stand auf und stellte die Flasche zur Seite. Während er mit dem Messerrücken eine zweite Flasche aufhebelte, warf er einen Blick über die Brüstung hinüber zu Fahli. Dort stand nur noch ein einziger Typ und trank sein drittes oder viertes Feierabendbier. Obwohl er schwitzte, hatte er seinen vornehmen gelben Mantel nur aufgeknöpft. Hin und wieder stieß er mit den Füßen gegen seinen Aktenkoffer, stellte ihn wieder auf, um erneut auf Fahli einzureden.

Da - Mandel weiß nicht, ob er sieht, was er sieht - streicht die Hand des Gelbmantels unvermittelt über Fahlis Haar, sie weicht aus, doch die Hand schiebt sich nochmals aus dem feinen gelben Garn und greift plötzlich nach einem der Mungoschnäuzchen und hält es zwischen Daumen und Zeigefinger fest.

Mandel schwingt sich über die Brüstung und springt durch die Luft. Aber ein Fuß rutscht über das am Vormittag verkleckerte Rotkraut. Und aus dem kämpferischen Sprung wird ein hilfloses Stürzen. Das Messer, noch immer in seiner Hand, schlägt warnend gegen die gläserne Abdeckung des Büfetts. Doch Mandels Blick ist noch immer fest auf das schwere Gelb geheftet. Doch plötzlich, der Mann bückt sich nach seinem Koffer, ist dieses Gelb verschwunden, und Mandel sieht nur noch ein helles leicht verwaschenes Blau. Es ist zu spät, dem Messer eine andere Richtung zu geben. Das Messer fährt durch den hellblauen Stoff. Mandel starrt erst auf das Blau unter den Schnäuzchen, das sich dunkel verfärbt, dann in Fahlis ungläubige Augen.

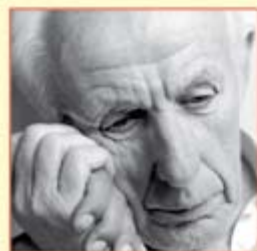
Als sie noch einmal Mandel zu ihm sagt, kreist schon das Blau des Einsatzwagens über ihren Lippen.

© Reinhard Stückel. Der Autor, geboren 1956, gelernter Bibliothekar, studierte am Leipziger Literaturinstitut, arbeitete als Gießereiarbeiter und Publizist und ist heute im IT-Bereich tätig. Er schreibt Romane, Kurzgeschichten und Theaterstücke und lebt in der Niederlausitz nahe Cottbus. Sein Romandebüt „Der Lavagänger“ erschien 2009 im Aufbau Verlag.

Alt oder behindert: einsam und hilflos?

Wer wird Herrn B. (oder jemand anderen)

- **betreuen**, wenn er Hilfe braucht?
- **Zeit**, Zuwendung und Geduld **schenken**?
- Vorlesen und Neuigkeiten erzählen?
- Beim Spaziergang oder Einkauf **begleiten**?



Z. B. einmal wöchentlich für 1 - 2 Stunden (auch abends oder am Wochenende möglich).

Wir beraten und begleiten Sie bei Ihrem ehrenamtlichen Engagement.

Ehrenamt beim SKFM, Tel.: 46 96 - 186
40476 Düsseldorf, Ulmenstraße 67



SKFM

SOZIALDIENST KATHOLISCHER FRAUEN UND MÄNNER e.V.

INVESTITIONEN MIT GROSSER WIRKUNG

- ◆ HEIZUNG
- ◆ LÜFTUNG
- ◆ KLIMA
- ◆ SANITÄR



www.wtk-waermetechnik.de

Obergath 126 · 47805 Krefeld · Tel. 02151 31950



Roland A. Meier im Selbstversuch

Von Sandra Hughes

Roland Meier gefällt sich. Er zupft die ausgebeulte Hose zurecht, schlägt den Kragen der alten Jacke hoch. Evelyne besorgte sie Second Hand, Kleidungsstücke dieser Art befinden sich seit 30 Jahren nicht mehr in seinem Schrank. Anzug und Krawatte sitzen besser und sind die einzig angemessene Kleidung für öffentliche Auftritte. Aber diesmal zieht er ja keine Bilanz vor Aktionären. Heute wird er am Hauptbahnhof stehen und das Straßenmagazin verkaufen. Er prüfte das Produkt im Vorfeld und findet es passend, mit ihm zusammen aufzutreten: Da wird nicht gejammert, sondern gearbeitet, keine hohle Hand gemacht, sondern Initiative ergriffen. Perfekt für seine Botschaft. Eine Fotografin ist bestellt, das Regionalfernsehen will ihn filmen. Die anderen Medien ließen nichts von sich hören. Bestimmt rennen die Journalisten zur Miss Kompost oder stellen dem neusten archäologischen Fund letzte Fragen. Ihnen entgeht der Auftritt von Roland A. Meier, Unternehmer und Hauptaktionär der Maiss AG, verheiratet, Vater von drei erwachsenen Söhnen, Gemeindepräsident seit elf Jahren, versiert im Bewältigen von Krisen. Er führt Produktion und Absatz von Schrauben, Nägeln und Nieten zu neuer Blüte, er bringt Dividenden wieder hoch und Aktionäre zum Jubeln. Seiner Evelyne besorgt er die besten Ärzte der Stadt, wenn sie wieder alles zu negativ sieht. Für Sohn Lukas, der in die falsche Szene geraten ist, hat er immer ein offenes Ohr, und wenn Geld hilft: An ihm soll es nicht liegen. Im Gemeinderat verhindert er ein weiteres Asylheim und bietet Roten und Grünen die Stirn. Er ist für Steuersenkungen und findet, dass die Umweltverschmutzung von Interessensvertretern herbeigeredet wird. Den Bäumen im Wald geht es gut. Drogen hingegen sind tatsächlich ein Problem, er sieht die kläglichen Gestalten, die ihn anbetteln, er liest von den Kriminellen, die seinen Mitbürgerinnen die Handtasche klauen. Maß halten, kann er da nur entgegenen, wie er es selbst tut, keiner zwingt ihn, die zweite Flasche Wein zu öffnen. Jeder hat selbst die Verantwortung dafür, was er sich zuführt. Stark sein, Selbstdisziplin üben, auch mal eine übergezogen erhalten, aber da versagen heutige Erzieher. Kuschneln kann ich nachts im Bett, sagt er jeweils, wollen Sie wissen, was ich tagsüber mache? Damit holt er sich immer ein paar Lacher.

„Straßenmagazin!“

Er räuspert sich. Seine Stimme tönt angenehm.

„Straßenmagazin, die neuste Ausgabe!“

Er hängt die Tasche mit den Heften um. Noch ist sie schwer, aber das wird sich ändern. Er rechnet damit, dass er die Magazine bis Mittag verkauft hat. Er wird beim Vertriebsbüro Nachschub bestellen, die netten Damen dort würden stauen. Sie zögerten ein wenig, als er mit der Anfrage an sie gelangte, einen Tag lang das Straßenmagazin zu verkaufen. Er lobte das Projekt, das Unternehmergeist mit sozialem Engagement verbindet, er legte ihnen dar, wie wichtig ihm dieser Selbstversuch sei, ein Erfahrungsgewinn, eine Schulung fürs Leben. Sie nickten. Das mit den Medien ließ er aus. Auch von seinem Verkaufsrekord brauchten sie nichts zu wissen, und dass er dem Straßenmagazin seinen Erlös spendiert. Das werden sie erfahren, wenn er es den Journalisten in die Mikrofone diktiert.

„Jeder kann, wenn er will. Einsatz ist alles. Erfolg ist machbar. Daran glauben und arbeiten. Sehen Sie mich an, den Meier Roli, Sohn eines Tagelöhners und einer Heimarbeiterin. Ich weiß, wovon ich spreche. Und ich handle, ohne lange zu reden. Für eine gute Sache.“

Niemand braucht jetzt schon zu wissen, dass er für den Regierungsrat kandidieren will. Aber sein Bekanntheitsgrad muss gesteigert werden. Am Samstag für die Partei vor dem Coop stehen und Schokoladeherzchen verteilen reicht nicht.

„Straßenmagazin!“

Geht schon ganz schön laut. Er lächelt seinem Spiegelbild nochmals zu und verlässt das Haus. In der Straßenbahn stinkt es. Er weiß, weshalb er Audi fährt. Der Schweiß läuft ihm übers Gesicht, als er am Bahnhof aussteigt. Er hat kein Taschentuch dabei, dafür ist Evelyne zuständig, aber Evelyne sitzt wieder einmal in der Klinik. Sie lässt sich aufpäppeln mit bunten Pillen und analysieren von diesem bleichen Arzt, der ihn nie grüßt. Er wischt sich den Schweiß mit dem Ärmel von der Stirn, sieht sich in der Bahnhofshalle um. Er nimmt den strategisch besten Platz ein, die Rolltreppen im Blick, die ihm Kunden liefern.

„Straßenmagazin!“

Er räuspert sich. Dieser Lärm hier, man versteht seine eigene Stimme nicht. Kinder schreien und jagen sich durch die Halle, keine Mutter, die für Ordnung sorgt, dafür kläffende Hunde.

„Straßenmagazin, die neuste Ausgabe!“

Männer in Anzügen hasten an ihm vorbei, Handy am Ohr, große Worte auf den Lippen. Sie ignorieren ihn, die Wichtigtuer. Sie fühlen sich erhaben, weil sie Anzüge tragen und Business machen. Sie glauben, ihn verachten zu dürfen, den Straßenverkäufer mit der ausgebeulten Hose. Sie sind Opfer ihres Erfolgs, seelisch verrotten, ohne Blick für Not. Ignoranten. Er schließt sie als Zielgruppe aus. Er wird seine Magazine an die Frauen bringen, die in Scharen die Rolltreppe hinauf- und hinunterfahren.

Sie gehen, ihre Taschen an sich gepresst, mit zielgerichtetem Blick an ihm vorbei, die Absätze klappern, klack, klack, klack. Manchmal lacht eine, während sie in ihr Telefon spricht. Keine schaut ihn an. Er steht hier, Roland A. Meier, 56, braungebrannt, groß und gut in Form, und keine beachtet ihn.

„Für einen guten Zweck, Straßenmagazin!“

Eine junge Frau schielt auf das Heft in seiner Hand, für einen kurzen Augenblick, schaut schnell wieder weg.

„Tun Sie etwas Gutes – für Sie und für mich!“

Ein Blick trifft ihn, braune Augen, er lächelt und hält das Heft der Frau entgegen, sie bewegt die Lippen, sagt etwas. Er versteht es, als sie an ihm vorbei ist, mit einem bösen Zischen: „Wichser!“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Die Tasche wiegt schwer, er stellt sie auf den Boden zwischen seine Füße, bewegt die schmerzenden Schultern. Die Fotografin ist auf zwölf Uhr bestellt, sie wird diskret ein paar Aufnahmen machen, wenn er mit Kunden im Gespräch ist. Er muss die Strategie ändern, auf Inhalte setzen, nicht auf Mitleid. Die Leute wollen einen Mehrwert, von guten Taten kann niemand leben. Schon gar nicht diese aufgeblasenen Weiber hier, die sich einzig für ihr Make-up am Morgen engagieren.

„Straßenmagazin, die neuste Ausgabe!“ Männer in Anzügen hasten an ihm vorbei, Handy am Ohr, große Worte auf den Lippen. Sie ignorieren ihn, die Wichtigtuer.

„Verdammt, ich kann mich ausweisen.“ Er versucht wieder, sich loszureißen, aber sie schieben ihn vorwärts, mit festem Griff.

„Spannende Reportagen!“

Um das Thema „Späte Liebe“ geht’s im Heft, das hat er beim schnellen Durchblättern gesehen. Nichts, was er lesen will. Und auf eine griffige Formel, die auch noch öffentlich verkündbar ist, lässt sich das kaum bringen. Ihm fällt bloß Schlüpfriges ein. Hätte er doch vorher seine Kommunikationsabteilung gefragt, aber er wollte sein Vorhaben für sich behalten, die Leute ein Mal mehr überraschen mit seinen Ideen.

„Hier, für Sie!“

Eine ältere Dame steht vor ihm, drückt ihm zwei kalte Münzen in die Hand.

Verblüfft starrt er auf die zwei Euro.

„Ihr Heft!“, ruft er und eilt der Frau nach.

„Behalten Sie es!“

Sie lächelt und winkt. Die Alte will sein Produkt nicht, sie zweifelt an der Qualität. Sie traut ihm zu, mindere Ware zu verkaufen, die blöde Kuh. Dabei ist das Thema auf sie zugeschnitten. Ihr fehlt einer, der sie mal so richtig. Einer, der ihrem Dünkel den Garaus macht.

„Sex über 60 im Straßenmagazin!“

Er hat die Formel gefunden. Die Leute hier kriegen, was sie verdienen.

„Bringen ihn Alte noch hoch?“

Seine wohlklingende Stimme hallt durch den Bahnhof. Zwei junge Frauen schauen zurück und kichern.

„Geile Greisinnen! Kaufen Sie geile Greisinnen im Straßenmagazin!“

Geht doch. Die Herren im Anzug starren.

„Abartig oder nicht? Alterssex im Straßenmagazin. Straßenmagazin!“

Eine Hand umklammert seinen Oberarm, jemand greift nach seiner Tasche mit den Magazinen.

„Mitkommen!“

Zwei bullige Bahnhofspolizisten nehmen ihn in die Mitte.

„He.“ Er versucht, sich loszuwinden. „Lassen Sie mich los. Ich habe eine Bewilligung, ich darf hier verkaufen.“

Die Hand an seinem Arm drückt fester, zieht ihn vorwärts.

„Erregung öffentlichen Ärgernisses. Los, mitkommen!“

Öffentliches Ärgernis, ein Witz. Dazu gehören andere Handlungen als offensives Anpreisen eines Produkts.

Wie empfindlich die Polizisten heutzutage sind.

„Ich muss da mal etwas klarstellen: Ich bin Roland Meier, Sie wissen schon, Maiss AG, Besitzer, Unternehmensleiter und ...“

„Ha“, sagt der eine, „der ist gut. Und ich bin Prinz Charles im Urlaub.“

Sie grölen.

„Verdammt, ich kann mich ausweisen.“

Er versucht wieder, sich loszureißen, aber sie schieben ihn vorwärts, mit festem Griff.

„Später, jetzt kommst du mal schön mit auf den Posten, du Chef, du.“

Ihr Gelächter dröhnt in seinen Ohren, seine Gedanken rasen, als er zwei junge Männer mit Kamera und Mikrofon auf sich zukommen sieht. Sein Herz stockt. Sie sind vom Regionalfernsehen. Der eine stutzt, stößt den andern an, der sofort die Kamera ansetzt.

„Herr Meier, Sie sind heute in ungewöhnlicher Mission unterwegs.“

Der junge Mann hastet vor ihm her, presst ihm das Mikrofon an die Nase. Von vorne filmt der andere, wie ihn die Polizisten vorwärts zeren.

„Ich sage nichts!“, schreit er, „kein Wort, no comment. Einen unschuldigen Bürger verhaften, sind wir hier in einem Rechtsstaat? Eine Bananenrepublik ist das, wir leben in einer Bananenrepublik, jawohl!“

„Bananenrepublik, Bananenrepublik!“, schallt es aus dem Fernseher, als er die Nachrichten schaut, später, zu Hause. Die Polizei entließ ihn, nachdem er seine Identität beweisen konnte, mit einer Mahnung. Sohn Lukas schickt ihm eine SMS, „Imposanter Auftritt, gut gemacht, Pa“. Evelyne schluckt Pillen und kriegt nichts mit.

„Unternehmer und Politiker erregt öffentliches Ärgernis“, liest er fett am nächsten Tag, das Lokalblatt bringt ein Bild dazu, Roland A. Meier mit wutverzerrtem Gesicht, flankiert von zwei Polizisten. Er gibt ein paar Interviews, relativiert, lächelt. Roland A. Meier ist in aller Munde. Ziel erreicht. Nicht wie vorgesehen, mit leichtem Kollateralschaden, aber der stärkste Businessplan kann vom Leben eingeholt werden. Das vermittelt er seinen Leuten seit Jahren. Einzig die vielen Straßenmagazine irritieren ihn. Zurückbringen kommt nicht in Frage, er will keine spöttischen Blicke sehen. Er bringt die Stapel in den Keller. Evelyne soll sie fürs Altpapier bündeln, sobald sie aus der Klinik zurück ist. Den Damen und Herren vom Verein Straßenmagazin wird er eine satte Spende zukommen lassen. Man soll den Wahlkampf in die alltäglichen Handlungen einbinden. Schließlich erwägt er ernsthaft seine Kandidatur für den Regierungsrat. Gerade eine Bananenrepublik braucht Männer wie ihn.

Flexible response

Von Martin Suter



Ach, Stutzer“, sagt Bauer, als er die Sitzung beendet, „haben Sie anschließend noch einen Moment?“

Boing!

Teuscher und Ulmann wechseln einen Blick.

Gfeller blickt von seiner Agenda auf.

Muggli zieht die Brauen hoch.

Und Stutzer?

Stutzer reagiert nicht schlecht, finden Teuscher und Ulmann später: Er schaut auf die Uhr! Als ob er überprüfen wollte, ob er einen Moment entbehren könnte. Als ob er die Wahl hätte. Als ob er sagen könnte: „Aber wirklich nur einen Moment.“ Oder: „Tut mir leid, geht es auch ein andermal?“ Als ob er nicht wüsste, was es geschlagen hat.

Gfeller hingegen findet auf die Uhr schauen keine gute Reaktion. Wirkt eher verlegen als cool. Er persönlich hätte es besser gefunden, einfach zu nicken. Selbst auf die Gefahr hin, dass es wirkt, als hätte er es erwartet. Er hätte ja nicht ergeben nicken müssen. Er hätte das Nicken durchaus sachlich halten können. Ein Nicken, das nicht mehr ausdrückt als: Ja, ich habe anschließend noch einen Moment. Basta. Wäre irgendwie würdiger gewesen.

Muggli zerbricht sich nicht den Kopf über Stutzers Reaktion. Er ist einfach nur froh, dass Bauer nicht gesagt hat: „Ach, Muggli, haben Sie anschließend noch einen Moment?“ Was heißt froh? Euphorisch ist er. Natürlich musste es nach gesundem Menschenverstand Stutzer und nicht ihn treffen. Aber Muggli hat schon lange aufgehört, im Zusammenhang mit Bauer mit gesundem Menschenverstand zu rechnen. Um so besser, wenn er sich getäuscht hat. Jipiii!

Bauer selber ärgert sich über Stutzers Blick auf die Uhr.

Nicht wegen der Frechheit, die es darstellt. Sondern wegen der Arglosigkeit, die er damit signalisiert. Stutzer tut so, als ob es tatsächlich um nichts anderes ginge als um die Frage, ob er anschließend noch einen Moment Zeit habe. Er tut so, als ob er nicht wüsste, dass er ihn nur deshalb noch einen Moment dabeihält, um ihn nicht vor versammeltem Publikum zu feuern. Stutzers Blick auf die Uhr bedeutet, dass er als einziger im Laden die Zeichen nicht erkannt haben will. Er bedeutet, dass er als einziger seine Kündigung nicht als bloße Formsache betrachtet, sondern fest entschlossen ist, aus allen Wolken zu fallen.

Sie packen ihre Sachen zusammen und stehen auf. Alle außer Stutzer und Bauer, der aus den Augenwinkeln beobachtet, wie dieser jetzt in der Agenda blättert, in einem Monat lange nach seiner Kündigungsfrist. Bauer ist der Ansicht, dass einer, den man schon nicht brauchen kann, wenigstens genug Anstand haben sollte, einem bei der Kündigung etwas entgegenzukommen. Aber Stutzer gehört nicht zu denen. Stutzer gehört zu denen, die es einem so schwer wie möglich machen. Er wird nichts tun, um Bauer den Einstieg zu erleichtern. Er wird ihn blauäugig anstarren und nach den richtigen Worten suchen lassen. Er wird dasitzen wie ein Rehkitz vor dem Mähdrescher, hilflos, wehrlos und schuldlos.

Bauer und Stutzer warten schweigend, bis sie alleine sind.

Teuscher, Ulmann und Gfeller gehen mit pietätvoller Gemessenheit aus dem Raum. Nur Muggli kann eine gewisse Beschwingtheit nicht unterdrücken. Er federt durch die Tür, streckt, bevor er sie schließt, den Kopf noch einmal herein und schickt ein aufmunterndes Lächeln in Richtung Bauer.

Der würde sich bestimmt nicht so anstellen bei seiner Kündigung, denkt Bauer.

Und ändert spontan seine Dispositionen.

Aus: Martin Suter, Business Class. Geschichten aus der Welt des Managements, © 2000 by Diogenes Verlag AG Zürich. – Martin Suter, geboren 1948 in Zürich, arbeitete bis 1991 als Werbetexter und Creative Director. Seine Romane („Der Koch“, „Lila, Lila“ u. a.) sind auch international große Erfolge. Vor Kurzem ist bei Diogenes der zweite Band seiner „Allmen“-Krimiserie erschienen: „Allmen und der rosa Diamant“.

Einsam in Tokio

Von Roger Willemsen



Das Hotel, in dessen 20. Stock ich hinter der Gardine sitze, um die Stadt Tokio zu belauern, heißt „Jahrhundert“. Alles ist epochal hier, das Frühstück heißt „Jahrhundert Frühstück“, der Pool „Jahrhundert Pool“, und einen „Jahrhundert“-Andenkenshop gibt es auch, falls ich all dies jemals vergessen sollte. Die Hochbauten gegenüber stecken im Boden wie von innen beleuchtete Chitinpanzer ausgestorbener Insekten mit auf- und nieder rasenden Fahrstühlen darin. Ja, und es gibt Schnittblumen im Aufzug.

Nach Mitternacht steht auf dem großen leeren Platz vor dem Neuen Rathaus ganz allein ein Mädchen und fotografiert mit ihrem Mobiltelefon den Vollmond. Gibt es jemanden unter den dreißig Millionen im Großraum von Tokio, der heute nicht zum Nachthimmel hinauf blicken kann? Einen Kranken? Gefangenen? Unterirdisch Arbeitenden? Oder wird der Mond gleich vom Display über die Landesgrenzen geschickt oder über den Ozean, vielleicht nach Europa, wo er noch nicht aufgegangen ist, aber jetzt acht Stunden zu früh eintreffen wird?

Ich kenne keine Stadt, über der das Licht so grau aufgeht wie über Tokio, der einzigen Stadt, die aus dem Anthrazit kommt und auf den Betonflächen langsam, langsam aufklart, heller wird, mausgrau, staubgrau, flannellgrau, fahl, dann licht. Graue Mauern werfen das graue Licht grau zurück, mehr Schattierungen seift der Frühnebel hinein. Auch der Rauch aus den Klimaanlageanlagen mischt mit. Jetzt treten die Laufschriften heraus, jetzt die in die Fassaden gesäbelten Schriftzeichen, jetzt Billboards und Transparente.

Drei Tage später darf ich sagen: Der Himmel war immer schön. Keine Wolke blieb, und Sorgen gab es nur im Traum. In den Fenstern der Büros standen um vier Uhr nachmittags die Angestellten zu Fitnessübungen. In den Fenstern der großen Hotels flammten um drei Uhr früh nur noch die Lichter der Jet-Lag-Patienten, bis vier Uhr früh sind sie allein es, die wachen. Um sechs ging ich zum Frühstück und aß Spaghetti, danach „Armer Ritter“ zu „Jahrhundert“-Instant Kaffee.

Randvoll sind Gassen, Brücken, Bahnen, Läden, Bürgersteige, Toreingänge, Verkehrswege aller Art mit sechzehnjährigen Mädchen, alle gleich alt, ja, auf das Haar gleich alt. Faszinierend. Es muss also eines Tages eine kosmische Befruchtung über der Stadt niedergegangen sein, eine, die im nämlichen Augenblick Millionen Frauen schwängerte, die alle im selben Augenblick kleine Mädchen hervorbrachten, die so heransprossen, in dieselben Röckchen, Schühchen, Blüschchen hineinwachsend.

Ihre plärrenden Stimmen. Immer kommen sie im Hof der gleichaltrigen Freundinnen, von Millionen Freundinnen. Eine trägt eine Baskenmütze, eine andere eine Baseballkappe aus Sandpapier. Mädchen in Matrosenanzügen sind dabei, Uniformierte im Dienste großer Kaufhäuser. Gemeinsam verschwinden sie in einem westlichen Dekor, „Das Brot-Restaurant“ überschrieben, wo man sich an der Theke aus fünfzehn Brotkörben bedient, Sesambrot, Kürbisbrot, Zwiebelbrot, Tangbrot, Algenbrot, Brotbrot. Andere verteilen Papiertaschentücher mit Werbeaufdrucken auf der Straße. Dritte wieseln mit indischem Curry zwischen gekachelten Wänden herum, in Schwarzwald-Kostümen, mit gestärkten Schürzen und weißen Schleifen im Kreuz. Und so weiter.

Nach vier Tagen habe ich kaum vier Sätze gesprochen. Einem Fremden in die Augen zu sehen, gilt als unhöflich. Man könnte unsichtbar sein und würde es kaum merken.

Ein Sonntagnachmittag in Roppongi: Erkalte Reste der Nacht, übernachtigte Frauen an der Seite desinteressierter Männer, amerikanischer Swing der jüngsten Jahre in der Luft, Lounge Music, das Schwirren von Saiten rund um chinesische Dim Sum Lokale, Brasserien, Seven Up Läden, American Diners. An einer Straßenkreuzung zwischen Nüsse-Verkäufern und Zeitschriftenhändlern eine etwa 22jährige mit kastanienrot gefärbten Haaren, ein Schild vor sich mit japanischen Schriftzeichen, darunter auf Englisch: „Slave“. Eine Künstlerin? Eine Prostituierte? Unter ihrem Arm ein Bildband über Audrey Hepburn.

Die Ordnung auf der Straße hat etwas Kultisches. Selbst die Elenden mit der Sozialfunktion „Bettler“ liegen in Kartons brav nebeneinander. Mal steht „Made in the Phillipines“ darauf, mal einfach „Enjoy“ oder „Bananas“. Im Innern sieht man die Bettler auf dem Rücken liegen und gegen den Plafond stieren. Der ist unbeschriftet. Auch die Ordnung macht traurig. Und einsam.

Nie habe ich eine Stadt auf so vielen krummen Frauenbeinen laufen sehen, alle anders krumm. Die Individualität liegt irgendwo zwischen Söckchenbund und Rocksäum. Nur einmal hat mich eine Frau angesprochen, eine mit Sommersprossen und einem lustigen vierzigjährigen Gesicht samt Pony. Sie sprach Englisch und sagte wörtlich übersetzt:

„Würden Sie mich bitte in die Kirche begleiten und sich einen netten Segen abholen?“

Ich hatte eine Schwäche für das Wort „nett“. Aber in der Kirche musste ich nur einmal im Seitenschiff neben ihr knien, ungesegnet, denn der Pfarrer war auf und davon. Also versuchte ich einen frömmelnden Gesichtsausdruck, ließ sie im übrigen ein bisschen murmeln und erwarb dann für eine Faustvoll Yen eine Loreto-Madonna auf Papier, und weil die so ernsthaft und menschlich aussah wie eine Muttergottes aus dem Passbildautomaten steckte ich sie ein und ging. Madonnen und Models sind in Japan meist Europäerinnen.

Die zweite Klasse der Menschen, die sich außer den christlichen Schwestern in Tokio traut, einen Fremden anzusprechen, das sind die Männer vor den Nachtbars, den wenigen, die sich nicht durch ein „No Foreigners Allowed“ Sommerfrischler wie mich vom Leib halten. Diese Männer aber können auf

„Würden Sie mich bitte in die Kirche begleiten und sich einen netten Segen abholen?“



Deutsch so schwierige Worte wie „Verwöhnen“ sagen, ein Ausdruck aus der Weltsprache der Lustversprechen, der gebrochenen. Man versteht ihn kaum, von so weit weg kommt der Klang: „Verwöhnen“ bellt der Straßenkuppler, der eine Rolle roter Coupons in der Hand hält wie Rabattmarken. Ich gehe mit ihm, d.h. hinter ihm her, denn er bleibt immer drei Schritte vor mir. Ich bin ihm peinlich. Wir sind einander beide peinlich.

Die Hostess-Bar, in der er mich abliefern, besteht aus einer langen Theke mit Pit-Stop-Mobiliar und ein paar Resopaltischen, beschienen vom Streulicht einer Neon-Installation. Vom anderen Ende der Theke lächelt mich der einzige Gast an, gequält. Eine Frau im Minirock sitzt vor ihm auf dem Counter. Ihr Beine quellen unter dem Röckchen hervor wie nasser Puffreis. Ich bekomme einen Barhocker am anderen Ende.

Der Geschäftsführer mit seiner eingeübten kosmopolitischen Attitüde erklärt mir die Regeln. Sein Englisch wird nie wieder so flüssig sein wie jetzt. Hier sind die Erdnüsse. Hier Glas und Bier. Die Erdnüsse – „Essen Sie, soviel Sie wollen“, das Bier – „wir schenken Ihnen nach, Sie müssen nur trinken“.

Jetzt noch ein gewisses Sümmchen, fünfzig Euro ungefähr, eigentlich fürs Gedeck, und dann kann's losgehen. Was?

„Sie haben eine Stunde Zeit. Alle zehn Minuten stelle ich Ihnen ein neues Mädchen vor. Fünf Mädchen: Das macht fünfzig Minuten. In den zehn Minuten, die dann noch bleiben, dürfen Sie sich eines der fünf Mädchen aussuchen zum Anfassen. Das kostet dann noch einmal sechs Euro. Wenn Sie aber mit ihr den Raum verlassen möchten, no problem, no problem“, er wehrt meine imaginären Einwände ab, „aber dann müssen wir neu verhandeln.“

Ich schüttele mehrmals den Kopf.

„No problem.“

Er stellt das Bierglas samt Flasche vor mir auf.

Die Erste trägt ein süßes blaues Chiffon-Kleidchen mit Feder besetzten Ärmeln, hat aber eine Kiefern-Gaumen-Spaltung, vulgo Hasenscharte. Sie spricht kein Englisch, wäre aber auch im Japanischen kaum zu verstehen. Am Ende teilen wir ein paar Erdnüsse und die Erleichterung der Trennung.

Die Zweite ist eine Vorbeißerin in Grün und stammt aus Taiwan. Ich denke an Hartgummi-Spielzeug und Scherzartikel. Wie treuherzig ihr Gesicht wirkt, und wie früh gealtert! Jetzt schwingt sie sich sogar auf die Theke, blickt von oben auf mich herab und gießt dabei unaufhörlich Bier nach. Aus meiner Perspektive, von unten betrachtet, schwillt ihr Kopf zum Ballon. Die Nächste, verspricht sie, könne fließend Englisch.

Die Dritte tritt durch die Flügeltür der Küche und nähert sich phlegmatisch, gleitet die Theke hinauf, die angezogenen Beine unter den Körper faltend. Tatsächlich: Eine Erscheinung! Ich lege die Hand auf das Bierglas, sie gießt einen Tropfen darauf. Als ich wegziehe, lacht sie und entblößt eine Reihe von innen ergrauter Schneidezähne. Ab Minute Neun wird sie meine Augen nicht mehr loslassen, und ich werde mich fragen, wie ich hier rauskomme, während die Letzte, eine schmale Braune mit nervöser Heiterkeit, ihre Verlegenheit ausbadet, indem sie das Bier in dem vollen Glas mehrmals über den Rand treten lässt. In diesem Augenblick ist die Einsamkeit Aller im Raum vollkommen.

Nein, ich verzichte auf das Betasten von wem auch immer und mache mich auf die Socken. Sofort bricht der Kuppler aus der Kulissee:

„No! You cannot go!“

Er stellt sich zwischen meinen Hocker und die Außentür und macht seine Rechnung auf:

„Noch zwölf Mark bis zur Betastung!“

Ich schüttele meinen betrunkenen Kopf.

„Nicht zufrieden?“

„Dochdoch.“

„Verwöhnt?“

„Jaja.“

„Bumsibumsi!“

Er sagt das auf Deutsch.

„Nein, bitte!“

Der Kuppler zieht eine Grimasse wie im Kabuki-Theater. Jetzt lehnt das blaue Chiffon-Kleid auch noch wartend an der hinteren Schwingtür.

„Ich habe eine Freundin!“ schwindele ich, als hinge alles davon ab, „Girlfriend!“

Ich fahnde nach einem Beweis. Das Erste, das mir beim Durchsuchen meines Portemonnaie in die Hände fällt, ist das Madonnenbild. Ich hebe es ganz kurz bis auf die Höhe seiner Augen. Keine Ahnung, was er gesehen hat, aber als er so routiniert nickte, beiseite trat und eigenhändig den Vorhang aus dem Weg raffte, und als ich dann auf der Straße stand, trunken vor Bier und Glück über diese wunderwunderschöne Hostess-Bar im Herzen von Shinjuku, da hatte mich die Madonna errettet und eingehüllt, die Madonna in ihrem roten Mantel der Liebe.

„Sie haben eine Stunde Zeit. Alle zehn Minuten stelle ich Ihnen ein neues Mädchen vor.“

Ferienkino im UFA-Palast

25.07.11 – 06.09.11 | Mo bis Fr um 11.00 Uhr
Kinder und Jugendliche ab 4€ | Erwachsene ab 5€



Alle Filme laufen im Ferienkino nicht in 3D

am HBF, Worringer Str. 142
Info/Reserv.: 0211 / 630 67 01
Online- Kartenreservierung:
www.ufa-duesseldorf.de

UFA-PALAST
DÜSSELDORF

MICHAEL ROTH
Rechtsanwalt

Fachanwalt für Arbeitsrecht
Fachanwalt für Sozialrecht

Kühlwetter Str. 49 Tel.: 0211/62 60 44
40239 Düsseldorf Fax: 0211/62 60 47

eMail: RA-M.Roth@t-online.de

Antik-Stube Hochdahl

ANTIQUITÄTEN BRIEFMARKEN MÜNZEN
— An & Verkauf —



Hauptstr. 20
40699 Erkrath  Alt-Hochdahl
Tel.: 02104 - 137 66 33
Mobil. 0176 - 38 34 6750
Inh. Mike Hesse

ÖFFNUNGSZEITEN
Mo. - Fr. 15:00 - 18:00 Uhr
Di. & Do. 10:00 - 13:00 Uhr
Samstag 11:00 - 14:00 Uhr

www.antikstube-hochdahl.de Hausbesuche & Besichtigungen vor Ort möglich

Aikido
Harmonischer Weg
der Lebensenergie
Training für Erwachsene
und Kinder

Aikido Netzwerk
Forum für Bewegung und Kreativität

Am Krahnap 13, 40229 Düsseldorf - Eller
www.aikido-net.de, info@aikido-net.de, 0211-75849450

www.kunstbedarf.net

Keilrahmen, Öl-, Aquarell- und Acrylfarben,
Kreiden + Kohle, Papier + Blöcke, Malmittel,
Stifte, Modellierpasten/-gele, Kalligraphie,
Spachtelmasse, Pinsel, Malstifte u.v.m.

Beratung & Schutz
www.mieterverein-duesseldorf.de

**Unser Rat
macht sich bezahlt!**
Ihr starker Partner in allen Fragen des Mietrechts

Oststraße 47
02 11 / 1 69 96 0

Keine Wartezeiten nach telefonischer Terminabsprache:
Zentrale Düsseldorf 02 11 - 16 99 60 Außenstelle Neuss 0 21 31 - 27 56 91 und 27 53 86
Außenstelle Ratingen 0 21 02 - 2 17 66

MIETER VEREIN
Düsseldorf
Beratung & Schutz

Neuss-Beratungs-Garantie

Tierschutzverein Düsseldorf e.V.

**WIR HELFEN
TIEREN IN DER NOT!**


Geschäftsstelle Clara-Vahrenholz-Tierheim
Fürstenwall 146 Rüdigerstraße 1
40217 Düsseldorf 40472 Düsseldorf
Tel.: (02 11) 13 19 28 Tel.: (02 11) 65 18 50

Spendenkonto:
(Spenden an uns sind steuerlich absetzbar)

Kreissparkasse Düsseldorf Stadtparkasse Düsseldorf
Kto.-Nr. 1040 930 (BLZ 301 502 00) Kto.-Nr. 19 068 758 (BLZ 300 501 10)

TausendundeinBuch
Die etwas andere Buchhandlung

Kommen Sie zum Schmökern.
Lassen Sie sich beraten.
Wir finden für Sie das passende Buch.



TausendundeinBuch, Inh. Petra Lorberg
Duisburg-Neudorf, Ostraße 125, Tel. 0203. 356675

Die Orangen des Präsidenten

Von Abbas Khider



Ich war der Jüngste unter den Gefangenen. Der Älteste von ihnen hieß Adnan und war vielleicht 60 Jahre alt. Die Zeit hatte ihm viele Falten ins Gesicht gegraben, die wie Narben aussahen. Er hatte kein schwarzes Haar mehr am ganzen Körper, alles grau. Sogar seine Haut glänzte wie schmutziger Schnee. Nur die Augen waren immer noch schwarz und versteckten sich hinter einer großen braunen Hornbrille. Wir wurden schnell Freunde, weil wir beide und noch ein anderer Gefangener namens Dhalal die Einzigen in der Zelle waren, die die Ritualgebete nicht vollzogen. Alle anderen standen jeden Morgen, Mittag, Nachmittag, Abend und jede

Nacht zur selben Zeit beisammen, um die täglichen Gebete zu verrichten. Dabei wandten sie sich Richtung Mekka, gesteuert von Ahmed, dem Gebetsrufer der Zellen, der eine besonders ausdrucksvolle Stimme besaß. Wenn ich Ahmeds Stimme hörte, dachte ich, dass die Wörter geradezu aus der Tiefe seiner Seele heraufdrängten. Adnan, Dhalal und ich ignorierten die Gebetszeiten. Wir blieben in einer Ecke sitzen und beobachteten die anderen, bis die Abschlussformel gesprochen wurde: „Salamu Aleikum wa Rahmatullah – Friede sei mit Euch und die Gnade Gottes.“

Adnan war der Kapo, der Boss sozusagen, verantwortlich für seine Mitgefangenen in Bezug auf Essensausgabe, Disziplin und Organisation der Abteilung. Für diese Aufgabe bekam er zwei Brotfladen zusätzlich am Tag. Im Gegensatz zu Adnan stand jedem von uns nur ein Fladen täglich zu. Das Essen kam immer nachmittags, und er musste es nur aufteilen, die Türen der Zellen für zwei Stunden öffnen, damit die Gefangenen sich im Flur die Beine vertreten konnten, hinterher wieder zuschließen und die Schlüssel dem Wärter zurückgeben. Außerdem musste er die Kloieimer leeren und die anderen mit Wasser füllen. Diese Aufgabe erledigte er aber nicht selbst, sondern bestimmte aus jeder Zelle den Jüngsten dafür. In meiner Zelle war ich das. Als Lohn gab er mir täglich einen viertel Fladen. Jeder meiner Zellengenossen hätte diese Arbeit nur zu gern verrichtet, um das Stück Brot zu bekommen. Der Hunger kennt keine Gnade, sagte mir Adnan, er ist ein herzloses Ding, das man hier täglich umarmt.

Am Anfang, als ich noch keine Ahnung hatte, wie man sich im Gefängnisalltag durchschlägt, aß ich meinen Brotfladen auf einmal und blieb dann den ganzen Tag ohne Essen. Ich musste richtig hungern. Die erfahrenen Häftlinge dagegen teilten sich das Brot für drei Mahlzeiten ein. Jeder brach sein Brot in drei Teile und jeden Teil noch einmal in kleine Brocken, wie Hühnerfutter. Das wurde dann in einer kleinen Plastiktüte aufbewahrt, die wir mit dem Brot von den Wärtern bekamen. Die kleinen Brocken musste man trocknen lassen, um später einen richtigen Bissen zwischen den Zähnen zu spüren. Es dauerte lange, bis ich mich an dieses Vorgehen gewöhnte. Ich nahm eine kleine Brotkugel und ließ sie langsam auf meiner Zunge zergehen. Mit viel Wasser, um das Gefühl des Sattseins zu verstärken. Im Laufe der Zeit und des Hungers wurde mein Körper schwach.

Wir sahen alle abgemagert und blass aus, wie Vogelscheuchen.

Jeden Tag wartete ich sehnsüchtig auf das Brot. In Wahrheit tat ich nichts anderes. Die Stunden krochen dahin, langsam wie eine Schildkröte. Der Hunger wurde messerscharf, Gaumen, Zunge und Kehle brannten, alles brannte. Und wenn das Brot kam, freute ich mich und schaute es zufrieden an, als wäre das alles, was ich mir wünschen konnte. Ich vergaß sogar nach einigen Monaten meinen Traum von der Entlassung und träumte nur noch von einer üppigen Mahlzeit. Es waren schöne Träume, die in Alpträumen endeten: Gemüse, Obst, Brot, Getreide, rotes und weißes Fleisch, Säfte und Süßigkeiten fielen mich fast in jeder Nacht an. Sie spielten mit mir, wie man mit einem Ball spielt. Das Obst warf mich zum Brot und das Brot zu an-

deren Köstlichkeiten, bis ich in einem Teller voller Suppe landete. Ich badete darin. Versank. Der Duft des gekochten Basmati-Reises holte mich aus der Tiefe der sämigen Suppe heraus, umklammerte mich wie ein Monster und presste mich zusammen, bis ich in Ohnmacht fiel. Einmal träumte ich, meine Haare seien Spaghetti, und ich lutschte meine Spaghetti-Haare genüsslich ab, eines nach dem anderen.

Der Hunger war für uns schlimmer als jede Naturkatastrophe. Schlimmer als die Folter. Seinetwegen verloren viele nicht nur ihre Kraft, sondern auch ihre Moral. Wie Abu-Saluan, der für Essen fast dreißig seiner Parteifreunde verraten hat. Er war der Führer einer schiitischen Splitterpartei. Eigentlich hatte er in Nadschaf Religionswissenschaft studiert, war überzeugt von dem, was er glaubte und tat. Während der Untersuchungshaft sperrten ihn die Verhörpolizisten fünf Tage lang in eine Einzelzelle und ließen ihn hungern. Dann holten sie ihn ins Verhörbüro, legten ein Schisch-Kebab, gegrillte Zwiebeln und Tomaten sowie ein noch dampfendes großes Stück Brot vor ihm auf den Tisch. Sie sagten, er könne das alles haben, aber nur unter der Bedingung, dass er die Namen der Mitglieder seiner Organisation nenne. Er weigerte sich. Sie folterten ihn nicht, sondern schickten ihn in die Zelle zurück. Der vierzigjährige Abu-Saluan, der vorher drei Wochen lang unter Folter keinen einzigen Namen preisgegeben hatte, konnte bei dem Gedanken an das Essen nicht mehr durchhalten. Er verlor jegliche Vernunft. Das Bild der Speisen beherrschte sein Gehirn. Der Geruch des Kebabs

machte ihn wie besessen. Das frische Fladenbrot tauchte vor ihm auf, rund und flammend wie die Sonne im Sommer. Die Erde taumelte. Er konnte den Schmerz im Bauch einfach nicht mehr ertragen. Sein ganzer Körper zitterte. Er blieb nur wenige Minuten in der Zelle. Dann hämmerte er wie verrückt an die Tür und schrie, er wolle zum Verhör. Er

verriet alle Namen und bekam das Essen. Später, als einige seiner Freunde festgenommen worden waren und sich mit ihm in der Zelle befanden, gingen sie heftig auf ihn los. Einer wollte ihn sogar umbringen. Da erst begriff Abu-Saluan, was er angerichtet hatte. Seitdem weinte er täglich bei jedem Gebet. Oft aß er sein Brot gar nicht selbst, sondern brach es in kleine Stücke und verteilte sie an die anderen Gefangenen. Er unterzog sich einer Art Hunger-Strafe. Einen Monat später bewegte sich Abu-Saluan morgens nicht mehr. Sein Körper war ausgetrocknet wie ein Holzscheit. Er war tot. Einfach tot.

Aus: Abbas Khider, *Die Orangen des Präsidenten*, © Edition Nautilus, Hamburg 2010. – Der Autor, 1973 in Bagdad geboren, flob 1996 nach einer Verurteilung aufgrund „politischer Gründe“ und nach zweijähriger Gefängnisstrafe aus dem Irak. Von 1996 bis 1999 hielt er sich als illegaler Flüchtling in verschiedenen Ländern auf, seit 2000 lebt er in Deutschland. Khider studierte Philosophie und Literaturwissenschaft in München und Potsdam. Zurzeit lebt er in Berlin. 2008 gab er sein literarisches Debüt mit „Der Falsche Inder“, er ist Mitglied des PEN und wurde mit zahlreichen Preisen geehrt.

Sie holten ihn ins Verhörbüro, legten ein Schisch-Kebab, gegrillte Zwiebeln und Tomaten sowie ein noch dampfendes großes Stück Brot vor ihm auf den Tisch.



BESTATTUNGEN
Scheuivens

Unsere Beratungsbüros finden Sie in:

- Benrath: Paulistraße 20
- Bilk: Witzelstraße 16
- Eller: Gumbertstraße 141
- Flingern: Bruchstraße 49
- Gerresheim: Benderstraße 28
- Vennhausen: Gubener Straße 1

Hausbesuche sind im gesamten Stadtgebiet kostenlos!

Wir nehmen keine Wochenend- oder Nachtaufschläge!

Ein Anruf unter 21 10 14 erspart Ihnen alle Wege.

Postanschrift: Gumbertstraße 141 • 40229 Düsseldorf

Essen für Arme und Reiche

Samstag, 27.8.11, 12.00 bis 18.00 Uhr, Burgplatz,
Düsseldorf. Wie immer gibt es Erbsensuppe,
Grillwürstchen, Kaffee und Kuchen, Schumacher Alt
und andere Getränke sowie jede Menge Musik.

12.00 Uhr: Die Drei Köbesse

13.00 Uhr: Hot Spot

14.30 Uhr: Probezeit

17.00 Uhr: The Jolly Jazz Orchestra

Eintritt frei

Veranstalter: Altstadt-Armenküche e.V.

Aus einem Hund wird kein Speck

Von Melinda Nadj Abonji



Onkel Piri bereitet sich aufs Zeitungslesen vor. Er sagt, ich backe Kuchen für den St. Nimmerleinstag, was soviel heißt wie, diesen gedruckten Scheiß kannst du dir eigentlich schenken. Er platziert seine Brille auf der schmalen Nase, schiebt die Mütze nach hinten, sonst hat der Kopf nicht genügend Platz zum Denken, streicht die Zeitung auf dem Küchentisch glatt, damit sie mich nicht anlügt, und er blinzelt mir zu, mit Augen, die Sie noch in keinem Kusturica gesehen haben, er zieht mit dem Zeigefinger Linien, folgt also den Buchstaben, diesen verruchten Kindern, Kinder, die es faustdick hinter den Ohren haben, und zwischendurch schlürft er seinen schwarzen, türkischen Kaffee, lacht aus seinen Zahnlücken zu mir, kratzt mit seinen schweren Händen seinen Hinterkopf, lass dir nur nie sagen, dass du etwas nicht weißt, und Onkel Piri spricht mit seinen Eckzähnen, gleich werde ich dir etwas zeigen, sagt er, und das steht nirgends geschrieben, und seine Augen üben sich im Seilziehen, er weiß, dass er mich auf die Folter spannt, er weiß, dass ich ihn beobachte, er aber lässt sich durch meine Ungeduld nicht drängen, fährt mit seinem Zeigefinger weiter Linien, ruhig, aufmerksam, außerdem muss ich die Schweine noch füttern, sagt er, und hinter ihm wartet Großvater auf dem Sofa, liegt rücklings bereit für seinen Verdauungsschlaf, in der Küche schwitzen die Vorhänge, der Kalender, auf dem die Namenstage eingetragen sind, der hellgrüne Korb mit den Plastikfrüchten, und Opas Zähne liegen frisch im Wasserglas, und mein Onkel trägt ein kariertes Hemd, ich versteh das nicht, dass dein Großväterchen seine Beißer zum Schlafen nicht braucht, was machst du, wenn du im Traum mal zubeißen musst, stichelt Onkel Piri ohne aufzublocken, Großvater, der nach dem Essen logischerweise die Zeitung als Erster bekommt, der sich auf dem Sofa ausstreckt, als sei er ein Glückspilz, der sich seine Zeitung beim Kartenspiel verdient, keiner beschleißt so gut wie dein Großvater, behauptet mein Onkel, du hättest früher damit anfangen sollen, dann würden wir jetzt im Geld schwimmen, Großvater, der das mit dem Beschießen nicht gern hört, pure Intelligenz, so verteidigt er sich, was aus seinem zahnlosen Mund witzig klingt, ich hätte nichts dagegen, Großväterchen, irgendwann einmal von dir in der Zeitung zu lesen, was meinst du dazu, lass dir das mal durch den Kopf gehen, und mein Onkel schiebt seine fleischige Unterlippe nach vorn, was er nur tut, wenn er etwas Wichtiges gesagt hat, die Ohrringe meiner Tante Icu glitzern vor Aufregung, ich hol' gleich die große Fliegenklatsche, die reicht für euch beide, und ich muss auch deshalb lachen, weil die Stimme meiner Tante so durchs Zimmer saust, als hätte sie die Klatsche bereits in der Hand, doch ihr Unterrock zittert beim Abwaschtrog, ihre Hände tauchen rasch und gleichmäßig ins milchige Wasser, die abgewaschenen Teller, an deren Rändern die Seife runterrutscht, ich bin mir gar nicht sicher, ob dein Mann wirklich lesen kann, sagt Großvater und gähnt ausgiebig, lies doch vor, sagt er gelangweilt und legt seinen rechten Unterarm über die Augen, und diese Geste verrät, dass seine Gleichgültigkeit gespielt ist, dass er viel eher gierig auf ein kleines, aufregendes Spektakel lauert, und ich sitze auf dem mit einem roten Kissen gepolsterten Küchenstuhl, nippe am süßen Kaffee von Onkel Piri, und wenn Sie nun an eine Mittagshitze denken, die für einen Western typisch ist, an eine unerbittliche Sonne, deren flirrendes Licht die berühmten berühmtesten Duellanten ankündigt, wenn Sie also daran denken, dann haben Sie mit Sicherheit vergessen, dass wir uns in der Küche meiner Tante befinden, in einem südosteuropäischen Kaff, Onkel Piri und Großvater, die zwar in einem schrägen Western die herrlichsten Protagonisten abgeben würden, wenn man zumindest bereit wäre, das prototypische Duell so abzuwandeln, dass die beiden Helden sich nicht unbedingt stehend duellieren müssten.

Meine Tante Icu bedeckt das abgewaschene Geschirr mit einem Küchentuch, die Fliegen haben nämlich die Vorliebe, ihre Kacke auf dem Porzellan zu platzieren, sagt sie, aber nicht zu den Fliegen und verschwindet dann energisch in der Speisekammer, Großväterchen, ich werde dir eine unvergessliche Kostprobe meines Könnens geben, und Onkel Piri schiebt seine Mütze noch weiter nach hinten, so dass sich

Zwischendurch schlürft er seinen schwarzen, türkischen Kaffee, lacht aus seinen Zahnlücken zu mir, kratzt mit seinen schweren Händen seinen Hinterkopf, lass dir nur nie sagen, dass du etwas nicht weißt.

sein borstiges Haar wie kräftige Sprossen zeigt, und ich verkneife mir das Lachen, als er die Zeitung ein wenig anhebt, um sie so zu halten, wie es mein Großvater tut, nämlich ein bisschen überheblich, ich werde dir eine dieser schönen Geschichten vorlesen, die in deiner Zeitung stehen, sagt Onkel Piri und zwinkert mir zu, und Sie müssen wissen, dass er zu jenen Menschen gehört, deren Augen so betörend sind, weil sie einem alles erzählen können, das Lügen hast du mit den Augen gelernt, sagt mein Großvater, wenn er nicht mehr weiter weiß, wenn ihn die schillernden Schätze meines Onkels wieder einmal hinter Licht geführt haben. Und es ist wahr, man sollte, wenn man ein vernünftiger Mensch ist, den Augen von Onkel Piri alle nur erdenklichen Fähigkeiten zutrauen, schon allein deswegen wäre mein Onkel der ideale Held, so einen Blick, der durch den Schatten eines breitkrepigen Hutes noch durchdringender, noch verführerischer zur Geltung käme, hat die Welt bis anhin nicht gesehen, glauben Sie mir. Erinnert mich daran, dass ich die Schweine noch füttern muss, sagt Onkel Piri, ja ja, sagt mein Großvater, lenk jetzt nicht ab, hat keinen Sinn, und er schnalzt mit der Zunge, man spricht nicht mit leerem Mund, sagt mein Onkel, hebt die Stimme an, spuckt die Wörter durch seine Zahnlücken, hast du gehört Großväterchen?

Und ich liebe meine beiden Helden, der eine sitzend, der andere liegend, und natürlich meine Tante, die mit einer Hand die Tür zur Speisekammer wieder schließt, mit der anderen die Torte balanciert, Süßspeisen, wie sie alle Leckereien nennt, die die Fähigkeit haben, erregte Gemüter etwas zu besänftigen, und wenn Tante Icu das kunstvoll geschichtete Gebilde aus Biskuit und Creme elegant beiläufig auf den Tisch stellt, dann könnten Sie sich möglicherweise an *Mujeres al borde de un ataque de nervios* erinnern fühlen, meine Tante Icu, die mit Sicherheit die Gabe besitzt, sowohl Großvater wie auch Onkel Piri im Glauben zu lassen, sie hätten es allein ihrer eigenen Großzügigkeit und Nachgiebigkeit zuzuschreiben, wenn ihre Sticheleien nicht im beschworenen Duell zwischen Mistgabel und Beil ihren Höhepunkt finden, sondern darin, dass man gemeinsam eine herrliche Torte versepeist. Lies vor, sagt Tante Icu, und dann wollen wir sehen, ob unsere Leber noch was aushält! Onkel Piri schaut sichtlich überrascht zu ihr, sagt dann aber, schenk mir vorher noch was ein, mein Herzchen, und er legt die Zeitung auf den Tisch, um seine karierten Ärmel hochzukrempeln, und Tante Icu nickt mir zu, weil ich flink auf meinen Beinen bin und weiß, wo die durchsichtige Flasche steht und Onkel Piri's Lieblingsglas mit der venezianischen Gondel, und ich schenke ein, nicht zu knapp, und Onkel Piri's Hals muss noch seufzen, husten, nachdem er den Schnaps geschluckt hat, und ich könnte ihn mir nicht nur in einem Film gut vorstellen, sondern auch in der Manege, als Feuerschlucker beispielsweise. Aus einem Hund wird kein Speck, flucht mein Großvater, was soviel heißt wie, ein Taugenichts bleibt ein Taugenichts, lies endlich vor, sagt Tante Icu, während sie die Torte im Uhrzeigersinn dreht, und Onkel Piri streicht die Zeitung noch einmal glatt, bevor er schließlich zu lesen anfängt.

Und man kann sich durchaus fragen, ob die gedruckten Buchstaben die Fähigkeit haben, Onkel Piri zu beschreiben, wie sein Gesicht faltenlos wird, seine Stimme sich zu einer Größe aufschwingt, die möglicherweise mit den ausgestreckten Flügeln eines Riesenvogels vergleichbar ist, seine Sätze, die wie Sahne schmecken, die man morgens fett aufs Brot streicht und die Lippen so angenehm kühlt, und wenn Sie sich nun fragen, was dieser Alphabeit tut, dass auch die schönsten Vergleiche nicht gelingen wollen, dann gibt es darauf eine einfache Antwort:

Lies endlich vor, sagt Tante Icu, während sie die Torte im Uhrzeigersinn dreht, und Onkel Piri streicht die Zeitung noch einmal glatt.

In regelmäßigen Abständen senkt und hebt sich Onkel Piri's Kopf, er schaut in die Zeitung, um zu sehen, was sie ihm preisgibt, man habe von einem raffinierten Betrüger gehört, so fängt Onkel Piri an, und Tante Icu dreht weiter an ihrer Torte, schneidet mit dem scharfen Messer perfekte Stücke, und Onkel Piri erzählt, erzählt so, dass er Ihnen, könnten Sie ihn hören, den Kopf verdrehen würde, und Großvater liegt mit seiner abgewetzten Hose auf dem Sofa, Onkel Piri sei ein Hund, sagt er nochmals und lächelt, und bald wird Großvater mit einem seligen Gesicht einschlafen, zufrieden schnarchen und Onkel Piri, dieser versoffene Alphabeit, wird ihm seine Träume versüßen, Großväterchen wird von einem zahnlosen Helden träumen, der mit seinen raffi-

nierten Tricks im Pensionistenheim allen das Ersparte abknöpft, und manchmal könnte man wirklich daran verzweifeln, dass die Buchstaben zum Leben erweckt werden müssen, möglicherweise von einem Analphabeten, der so schön zwischen den Zeilen liest, dass man sich fragen muss, woher Onkel Piri seine Buchstaben hernimmt, wo seine Geschichten versteckt sind, aber auch jede noch so feinfühligste Kameraführung müsste am Nacheinander der Bilder scheitern, kein noch so ausgeklügelter Schnitt könnte die außergewöhnliche, alltägliche Choreographie des Lebens wiedergeben, vier Menschen, die plötzlich in einer schwebenden Ruhe miteinander verbunden sind, Großvater, der leise vor sich hinpfeift, Tante Icu, ich und die Torte, die zuhören, wie Onkel Piri in der Mittagshitze in einer unbegreiflich schönen Leichtigkeit über sich hinauswächst.

© Melinda Nadj Abonji. 1968 in Becej in der Vojvodina geboren, kam sie als Kind in die Schweiz und studierte in Zürich Germanistik und Geschichte. Sie arbeitet als Autorin, Musikerin und Textperformerin und leitet eine freie Schreibwerkstatt. 2004 erschien ihr erster Roman „Im Schaufenster im Frühling“ (Verlag Jung und Jung, Salzburg), der zweite Roman „Tauben fliegen auf“ folgte 2010 und erhielt sowohl den Deutschen als auch den Schweizer Buchpreis. Der hier veröffentlichte, eigenständige Text entstand während eines Rechercheaufenthalts in Serbien. Melinda Nadj Abonji lebt in Zürich.

Manuela Krystkowiak

ist im Alter von nur 40 Jahren an den Folgen ihres schweren Lebens auf der Straße gestorben.

Wir werden sie nicht vergessen.

fiftyfifty - Das Straßenmagazin

HOLZ
CONNECTION

**Ein Möbelladen,
der mir jedes
Möbel baut, das
ich will, wo gibt's
denn so etwas?**

**Regale.
Betten.
Tische.
Schränke.**



Arno Basten hilft Ihnen weiter, garantiert!

Burgplatz 2-3, 40213 Düsseldorf
Tel: 0211 - 323 79 20

Inspiration unter:
www.holzconnection.de

Ihr zuverlässiger Partner

Ihre Stadtwerke Düsseldorf AG.

Strom · Erdgas · Fernwärme
Trinkwasser · Entsorgung
Energiedienstleistungen
Öffentliche Beleuchtung

Höherweg 100
40233 Düsseldorf
Telefon (0211) 821 821
E-Mail info@swd-ag.de
www.swd-ag.de

Öffnungszeiten
Kundenzentrum:
Montag - Donnerstag
8.00 - 17.00 Uhr
Freitag 8.00 - 14.00 Uhr

Notdienst und Entstördienst:
Gas/Wasser/Fernwärme:
(0211) 821-6681
Strom: (0211) 821-2626

Mitten im Leben.

Stadtwerke
Düsseldorf

Berühmte Persönlichkeiten auf der Schönhauser Allee: Albert Einstein und Niels Bohr

Von Wladimir Kaminer

Vor dem Eingang in die „Schönhauser Arcaden“ sitzt ein Bettler auf einer Pappkiste. Jedes Mal, wenn ich an ihm vorbeikam, kuckte ich weg. Es war mir peinlich, ihm in die Augen zu schauen. Der Kerl erinnerte mich an jemanden, den ich oft im Fernsehen sah. Aber an wen? Eines Tages fiel es mir ein: Dieser lustige, etwas verwirrte Blick, die hoch stehenden Haarbüschel, der graue Schnurrbart – das habe ich in der Werbung für Hersch-Limonade gesehen. Der Kerl sieht Albert Einstein, dem verrückten Erfinder der Relativitätstheorie, absolut ähnlich. In diesem Moment konnte ich auch seine Sprüche, die er auf den Karton schreibt, viel besser nachvollziehen: „Zwei Mark ist kein Geld“ stand da beispielsweise drauf. „Hey Alter, alles ist relativ, nicht wahr?“ Ich zwinkerte ihm zu und legte zwei Mark in seinen Becher. Einstein tat so, als ob er mich nicht verstanden hätte, er wollte wahrscheinlich nicht, dass seine Tarnung aufflog. „Alles ist relativ – oder was?“, fragte ich ihn noch einmal. Daraufhin packte er seine Sachen und ging auf die andere Seite der Schönhauser Allee. Dort begrüßte ihn ein anderer Kerl, der auch ein bekanntes Gesicht trug. Irgendwo hatte ich diesen Dicken schon mal gesehen: Glatze, kalte Augen, fette Wangen, breites Kinn: ohne Zweifel Niels Bohr, der dänische Erfinder der Quantentheorie. Doch was machte dieser Mann hier auf Schönhauser Allee? Ganz klar: Er traf sich insgeheim mit Albert Einstein, um in aller Ruhe mit ihm die aktuellen Probleme der modernen Physik zu diskutieren. Hier findet ein geheimer wissenschaftlicher Kongress statt.

Beide Wissenschaftler gehen die Schönhauser Allee entlang und setzen sich auf die Bank vor dem Sportwarengeschäft. Einen besseren Platz für einen Kongress kann man in der Gegend gar nicht finden. Dort warten auch schon andere Wissenschaftler auf sie. Alle begrüßen sich kollegial. Niels Bohr packt seine „Plus“-Markt-Tüte aus und holt vier Flaschen Korn sowie mehrere Dosen Bier hervor.

Der Kongress kann beginnen. Von den anderen Wissenschaftlern kenne ich niemanden, nur Friedrich Engels mit seiner verlebten Braut, weil die beiden jeden Tag auf dieser Bank sitzen, egal wie das Wetter ist. Engels hat sich anscheinend vor kurzem den Bart abgeschnitten, aber nur die eine Seite, jetzt sieht er total schräg aus. Er hält seinen Bart in der Faust und erzählt Einstein irgendwas Lustiges. Leider kann ich ihn nicht verstehen.

Vielleicht erzählt ihm Engels etwas über die Unvermeidlichkeit der neuen sozialen Revolution und der Notwendigkeit, die politische Macht zu ergreifen? Einstein schüttelt nur den Kopf – alles ist relativ: Ich kann seine Antwort von den Lippen ablesen. Niels Bohr nimmt einen großen Schluck aus der Flasche, dann gibt er sie der Braut von Engels, dann Einstein. Die Flasche ist schnell leer und landet unter der Bank. Engels mit dem schrägen Bart sieht heute irgendwie traurig aus. Ihm fehlt bestimmt sein Freund Marx. Den habe ich schon eine



Niels Bohr packt seine „Plus“-Markt-Tüte aus und holt vier Flaschen Korn hervor.

Ewigkeit hier nicht mehr gesehen. Früher saßen die beiden gerne zusammen auf dieser Bank und tranken einen auf die „Deutsche Ideologie“. Mit einem Schluck schaffte Marx die Hälfte, die andere war dann für Engels bestimmt.

Das nichts ahnende Publikum läuft an der Bank vorbei, das gemeine Volk interessiert sich so gut wie gar nicht für Relativitätstheorien, eher für Konsumtheorien. Junge Mütter mit Kinderwagen machen einen großen Bogen um die Bank. Sie wollen dadurch verhindern, dass ihre Kinder die Wissenschaftler kennen lernen. Werden sie aber trotzdem! Denn solange die Sonne scheint, wird der Kongress weiterlaufen – die Wissenschaft auf der Schönhauser Allee ist nämlich unsterblich, und darauf trinken wir einen.

Aus: *Schönhauser Allee*, © Goldmann Verlag, München, 2001, Random House GmbH. – Wladimir Kaminer, geboren 1967, studierte Dramaturgie in seiner Heimatstadt Moskau. Seit 1990 lebt er in Berlin, publiziert in Zeitungen und Zeitschriften und organisiert Veranstaltungen wie seine bekannte „Russendisko“. Mit der gleichnamigen Erzählensammlung und zahlreichen weiteren Büchern machte er sich einen Namen als Autor in Deutschland. Sein neues Buch „Liebesgrüße aus Deutschland“ erscheint diesen Monat bei Manbattan.

Mein bleicher Vater

Von Senta Berger

Am Abend spät – ich war schon in der Waschschüssel von meiner Mutter gewaschen, meine verfilzten Zöpfe geöffnet, nass gekämmt und neu geflochten worden – kam mein Vater von seiner Arbeit nach Hause. Lautlos. Man hörte seine Schritte nicht im Treppenhaus. Die Nachbarn konnte ich am Schritt erkennen. Der müde Herr Lukas kam schleppend, hustend, der erfolgreiche Herr Pankraz aufgeräumt pfeifend. Den schnellen Schritt meiner Mutter höre ich noch heute. Meinen Vater hörte ich nie. Er öffnete leise und überraschend die Türe, murmelte ein „Guten Abend“ und ging noch im Hut und Mantel – in den kalten Jahreszeiten trug er immer einen Hut, der seine blauen Augen umschattete – durch die kleine Küche, in die er so unvermittelt und geheimnisvoll geräuschlos eingetreten war, in das andere Zimmer, das wir je nach Bedarf Wohn- oder Schlafzimmer nannten.

Bevor mein Vater nach Hause kam, war es fast jeden Abend sehr gemütlich bei uns. Meistens saßen unter der tief herabgezogenen Küchenlampe, rund um den wackeligen Küchentisch, der meinen Vater wahnsinnig machte und den er mit vielen verschiedenen gelagerten und gestaffelten Bierfilzln im täglichen Kampf zu bezwingen suchte, die Nachbarin Frau Gärtner, rund, bäuerlich, schlau, meine geliebte schmale Tante Elly, die Schwester meiner Mutter, und meine Mutter selbst. Jede hatte ihre Handarbeit. Das Radio lief, Musik, ein Hörspiel. Die Frauen unterhielten sich leise. Ich saß oft in meinem Flanellnachthemd dabei und fühlte mich so sicher und geborgen. Die Frauen steckten die Köpfe zusammen und lachten, ich verstand nicht, warum.

Dann kam mein Vater nach Hause. Mit dem kleinen kalten Windzug, der das Öffnen der Türe begleitete, änderte sich spukartig die Stimmung. Frau Gärtner sagte: „Guten Abend, Herr Berger – also dann, gemma ...“, und packte ihre halb fertigen Socken in die Schürzentasche. Meine Tante Elly glitt vom Küchenstuhl, erwiderte kaum das „Guten Abend“ meines Vaters, flüsterte höchstens ein „Ah, bist schon da, Berger“ – sie nannte meinen Vater rätselhafterweise nur bei seinem Familiennamen –, räumte ihre Näharbeit in eine Küchenschublade, in der Knöpfe, Nadeln, Zwirne und Wollreste lagen, und nach einem „Behüt dich, mein Kind, Servus Resel“ war sie auch schon in ihrem dünnen Mäntelchen draußen.



BIELEFELD
Solaranlagen Elektrotechnik

Bruchstrasse 98 40235 Düsseldorf
Tel. 0211/6801512 Fax 0211/6985973

Antiquariat Lenzen GbR
Michael Lenzen M.A. und Stefan Lenzen

Sie haben Bücher zu viel?

Wir kaufen jederzeit antiquarische Bücher aus den Bereichen

Kunst und Fotografie,
Literatur und bibliophile Drucke,
Geistes- und Sozialwissenschaften,
Naturwissenschaften und Technik,
Geografie und Reiseliteratur.

Besuche nach Vereinbarung

Glabacher Straße 74
40219 Düsseldorf
www.antiquariat-lenzen.de

Tel: 0211-15796935
Fax: 0211-15796936
info@antiquariat-lenzen.de

Mein Vater schien das alles nicht wahrzunehmen. Er setzte sich an das Klavier, das in dem elf Quadratmeter kleinen Zimmer den größten Platz einnahm. Die Klappbetten meiner Eltern waren bereits heruntergelassen. Mein Vater setzte sich also auf das Bett, oder aber er blieb in dem schmalen Zwischenraum zwischen Klavier und Bett stehen, als hätte er Zeit zu verlieren, wenn er sich setzte, und begann zu spielen. Im Winter war es sehr kalt in diesem Zimmer. Mein Vater blieb also in Hut und Mantel und spielte Klavier. Sehr oft waren es Melodien, die ich schon kannte, er hatte sie geschrieben und mir vorgespielt. Ich hatte sie nachgesungen, „glockenrein“, wie er sagte, und ihn dadurch ein wenig glücklich gemacht. Häufig aber spielte er Motive aus Symphonien von Mahler und von Bruckner. Sie waren seine Götter.

Meine Mutter brachte mich zu Bett. Ich schlief in diesem Zimmer auf einem herausklappbaren Sofa. Im Winter war es so kalt, dass mein Vater mich in ein Schaffell wickelte, das er aus dem Krieg mit nach Hause gebracht hatte, bevor ich mit einem schweren, verklumpten Federbett zugedeckt wurde.

Mein Vater begann dann sehr leise Brahms' „Guten Abend, gute Nacht“ zu spielen. Erst die reine zarte Melodie und dann viele Variationen, zumeist schwer und dunkel. Das Licht wurde ausgemacht. Mein Vater ging in die Küche, ich konnte ihn durch die geriffelte Glastüre sehen, ich hörte, wie meine Eltern leise miteinander sprachen, und unter diesem sanften Gemurmel schlief ich ein.

Mein Vater war ein schöner Mann. Nicht groß. Wer war schon groß in seiner Generation! Seine helle Haut war makellos. Vor Erschöpfung, aber auch aus Wut konnte er weiß werden bis in die Lippen. Blaue Adern traten dann hervor. Seine Hände waren kräftig und schlank. Die Nägel wurden tief und unbarmherzig kurz geschnitten. Die Nagelhaut war oft blutig aufgerissen. Seine Haare waren blond, dicht, gewellt. Im Sommer rasierte er sie sich ab. Er sah dann schrecklich aus. Wie ein Sträfling. Wenn ich wagte, so einen Vergleich zu ziehen, sagte er: „Richtig. Ich bin ja auch einer. Eingesperrt. Lebenslang.“ Er lachte grimmig.

Mein Vater arbeitete in dem kleinen Handwerksbetrieb seines Vaters. Sein Vater, ein geschäftstüchtiger schlauer Tscheche, hatte sich vom einfachen Schleifer zum Meister einer Metallschleiferei- und Verchromungswerkstatt hochgearbeitet.

Mit seinem Sohn, dem Peperl, konnte er wenig anfangen. Der Peperl war mehr das Kind seiner Frau. Mein Großvater ging oftmals in der Woche zum Heurigen. Dort wurde seine Musik gespielt. Die Klampfen, die Zither – das waren seine Instrumente. Meine Großmutter hatte ein Abonnement in der Wiener Volksoper. Ihr Sohn durfte sie begleiten. Beim Kochen sang sie: „Martha, Martha, du entschwandest ...“ Aus unerfindlichen Gründen begann der fünfjährige Peperl Klavier zu spielen – auf dem Flügel der Nachbarn, der Familie Osterrieder. Es dauerte Jahre, bis meine Großmutter dem Großvater ein Klavier für den Peperl abgerungen hatte. Und endlich durfte er auch Unterricht im Musikkonservatorium bekommen. Das muss damals im Wiener Konzerthaus untergebracht gewesen sein. Gleich daneben war der große Eislaufplatz des Wiener Eislaufvereins. Mein Vater ging vormittags zur Schule, nachmittags zum Unterricht ins Konservatorium und abends auf den Eislaufplatz. Fünfzehn, sechzehn muss er gewesen sein.

„Das war eine gute Zeit für mich“, erzählte er mir, sooft wir am Wiener Konzerthaus mit der Straßbahn vorbeifuhren. „Ich hab ja noch den Max Reger kennengelernt, der hatte eine Dirigentenklasse. Ich hab alles aufgesogen wie ein Schwamm.“

Natürlich hatte ich keine Ahnung, wer Max Reger war.

Dann kam die schlechte Zeit. Die Zwanzigerjahre. (...)

Aus: „Ein Traum von Musik“, Hrsg. Elke Heidenreich, © C. Bertelsmann Verlag, München 2010. – Senta Berger, geboren 1941 in Wien, hat in weit über hundert Kinofilmen mitgewirkt, ist am Burgtheater, am Thalia Theater und Schillertheater aufgetreten, hat Kino- und TV-Filme produziert und ist einer der beliebtesten weiblichen Fernsehstars in Deutschland. 2006 erschienen ihre Memoiren „Ich hab ja gewußt, daß ich fliegen kann“. Aus Platzgründen können wir nur den Anfang ihres Textes abdrucken.

Im Winter war es sehr kalt in diesem Zimmer. Mein Vater blieb also in Hut und Mantel und spielte Klavier.

HIER PASSIERT'S!

die Highlights 

**JEDEN DIENSTAG:
SPANISCHER ABEND**
Live-Musik, Flamenco, Tapas!

**3.+ 10.8. TANGO IM
BIERGARTEN**
Tanzen oder Zuschauen

4.8. LA VELA PUERCA
Latin Ska

12.8. ELEKTRO SWING #3
Charleston- und Elektro-Swing-Party

15.8. SOCALLED
Hip Hop auf Jiddisch

20.8. IRON & WINE
Singer-Songwriter aus den USA

21.8. KABARETT-HEIMSPIEL
Benefiz für fiftyfifty

**21.8. POESIESCHLACHT
AUF ABWEGEN**
vor dem Hofgarten-Pavillion

**25.8. TRIO MIT VIER
LEUTEN**
+ Patrick Salmen + Thorsten Sträter

**28.8. LATEINAMERIKAN.
FRÜHSTÜCK**
Musik, Literatur, Frühstück

www.zakk.de - 0211-97 300 10
Fichtenstr. 40 - Düsseldorf

Tickets im zakk, an allen bekannten VVK
Stellen oder online: zakk.de/vorverkauf

HOTEL - RESTAURANT

Orsoyer Hof

*gültig vom 01.07. - 01.12.2011
auch an Sonn- und Feiertagen

Gutschein

Besuchen Sie uns zu zweit -
und bezahlen nur für einen!

Bei Vorlage der Anzeige vor dem Bestellen
erhalten Sie das zweite wertgleiche
oder preiswertere Hauptgericht kostenfrei!

Mo. - So. von 11.30 - 24.00 Uhr durchgehend geöffnet
Küche bis 22.30 Uhr

Hafendamm 2 • 47495 Rheinberg - Orsoy
Telefon: 02844 - 2111

www.orsoyerhof.de

Herzwerk 
Aktiv gegen Armut im Alter



Die teile ich mir die Woche ein.

Tel. 2299-2000 www.herzwerk-duesseldorf.de

Aus der Praxis ...
.. für die Praxis

 **IAPP**
INSTITUT FÜR ANGEWANDTE
PSYCHOLOGIE UND PSYCHOSOMATIK

Abendstudium Psychologischer Berater

Aus- und Weiterbildungen:

- Ausbildung NLP
- Gesprächstherapie
- Kognitive Verhaltenstherapie
- Familientherapie
- Systemische Familienaufstellung
- Medizinische Hypnose
- Heilpraktiker für Psychotherapie
- u.v.m



www.iapp-institut.de info@iapp-institut.de

Oststraße 110 40210 Düsseldorf Tel. (0211) 4 92 03 14 Fax 4 92 03 24

Stadtgeschichten

Von Milena Moser



Bitte einsteigen und Türen schließen, der Zug fährt ab.“ Corinne steht vor dem letzten Wagen zweiter Klasse, ganz am Ende des Zuges, schon nicht mehr im Bahnhofsgelände, sondern sozusagen auf freier Wildbahn. Mitten in der Stadt. Der Schaffner pfeift einmal, den Blick fragend auf Corinne gerichtet, Corinne gibt den Blick an ihre Füße weiter. Die Füße rühren sich nicht. Der Schaffner pfeift ein letztes Mal. Die Zugtür seufzt theatralisch und schließt sich dann automatisch. „Nimm den 16 Uhr 48 ab HB“, hat ihre Mutter gesagt, „dann hol ich dich ab.“ „Ja, jetzt“, sagt der Schaffner, der nicht mitgefahren ist, der auf den nächsten Zug wartet. „Ja, jetzt aber!“ Corinne trägt fünf oder sechs Papiertüten mit Proviant in den Armen. Seit sie Paris verlassen hat, hat sie nicht aufgehört zu essen. Eine der Tüten fällt ihr jetzt herunter und ein halb gegessenes Schinkensandwich rollt auf den Boden. Ihre Füße reagieren immer

TIAMAT DRUCK GmbH

...nehmen Sie unsere Qualität unter die Lupe...

Entwurf/Layout • DTP-Satz • Offsetdruck

- Luisenstraße 69
40215 Düsseldorf
Telefon 02 11 . 38 40 390
Telefax 02 11 . 38 40 368
- mail@tiamatdruck.de
www.tiamatdruck.de

IAPP
INSTITUT FÜR ANGEWANDTE
PSYCHOLOGIE UND BERATUNG

Aus der Praxis für die Praxis

- Staatlich zugelassenes Fernstudium
- Angewandte Psychologie und Beratung
- persönliche und fachliche Betreuung
- Abendstudium Psychologischer Berater
- Aus- und Weiterbildungen am Abend und an Wochenenden
- zertifizierter Bildungsträger

CERT

www.iapp-online.de info@iapp-institut.de
Oststraße 110 40210 Düsseldorf
Tel.(0211) 4 92 03 14 Fax 4 92 03 24

Eilaktion - urgent action - Eilaktion - urgent action

Ihr Brief kann Menschenleben retten

Wie Sie mit einem Brief einem bedrohten Menschen helfen können, erfahren Sie bei uns:

AMNESTY INTERNATIONAL
Bezirksbüro Düsseldorf
Neusser Straße 86
40219 Düsseldorf

www.amnesty-duesseldorf.de

URGENT ACTIONS - EILAKTIONEN

AMNESTY INTERNATIONAL



noch nicht. Der Schaffner hebt das Brot auf, dreht es in der Hand, schaut es von allen Seiten an und wirft es dann weg. Corinne drückt die restlichen Tüten an sich. Sie hat damals nichts nach Paris mitgenommen und jetzt nichts dort zurückgelassen. Die Agentur hat sie ohne Umstände entlassen, von einer Geldstrafe würde man absehen. Corinnes Karriere ist zu Ende, da besteht kein Zweifel. Bevor sie überhaupt angefangen hat. Siebzehn und am Ende, denkt Corinne, der Film zum Buch. Ein Nervenzusammenbruch, auf diesen Begriff hatte man sich geeinigt, ein Nervenzusammenbruch macht sich nun mal nie gut. „Ach was, Humbug“, hat ihre Mutter gesagt, „Kate Moss war doch auch schon in der Klinik! Naomi Campbell!“ Corinne nimmt einen Nussgipfel aus einer anderen Tüte und beißt ab. Nie mehr hungern, denkt sie. Egal, was sonst kommt. „Kommt ja jede Stunde einer“, sagt der Schaffner, und erst versteht sie nicht, was er meint. Hat sie laut gedacht? Jede Stunde was? Ein Nussgipfel? Ein Zug natürlich. „17.48 der nächste“, sagt der Schaffner etwas lauter. Das löst die Starre. Corinnes Füße setzen sich in Bewegung. Tragen sie aus dem Bahnhofsgelände hinaus und auf die Straße. Da ist ein Fluss. Eine Brücke. Corinne kennt Zürich nicht. Nur Paris und das Dorf, in dem sie aufgewachsen ist.

Vielleicht ist das das Problem, denkt sie. Dass ich Zürich nicht kenne. Und sie heftet ihren Blick auf den schmutzigen Gehsteig, als bildeten die Flecken der ausgespuckten, flachgetretenen Kaugummis eine Karte. Eine Karte für ihre Zukunft.

Er geht quer über den Platz auf den Hauptbahnhof zu, sie schaut ihm nach. Sie möchte sich aus dem Fenster lehnen, ihm nachwinken, rufen, alle sollen es sehen. Es ist kurz nach fünf, er reiht sich in die Masse der Pendler ein, die Aktentasche in der einen, die ungelesene Zeitung in der anderen Hand. Als

käme er von der Arbeit. Ganz normal. Wenn da nicht im dritten Fenster von links in der obersten Etage des Hotels Steigerhof eine nackte Frau wäre, eine nackte Frau, die da nicht hingehört. Das Fenster des Hotelzimmers lässt sich nicht öffnen.

Er bleibt am Kiosk stehen, kauft eine Flasche Wasser, eine Schachtel Zigaretten, einen Plüscheliefanten. Elefanten liebe ich am meisten, hat sie gesagt. Andere Männer bringen ihren Frauen Blumen, wenn sie sie betrogen haben, oder Pralinen, er bringt seiner Tochter Elefanten. Meist schläft sie schon, wenn er nachhause kommt, er beugt sich über sie, atmet ihr Haar, legt das Tier neben sie, das Zimmer füllt sich, auf dem Bett ist längst kein Platz mehr, die Regale, der Fußboden, das ganze Kinderzimmer ist voll grauem Plüsch und rosa Ohren.

Als ob er sich freikaufen könnte. Als ob der Elefant sie auslöschten würde. Sie schaut ihm nach aus dem Hotelzimmer, er geht quer über den Platz, nicht über den Fußgängerstreifen, auf dem Hauptbahnhof zu und sie schaut ihm nach, verzerrt durch die Fensterscheibe die sich nicht öffnen lässt. Sie wünschte, sie hätte ein Gewehr und könnte ihn von hinten erschießen. Ein roter Fleck breitet sich auf seinem Rücken aus, die Mappe fällt aus seiner Hand, der Plüscheliefant rollt auf die Straße, vielleicht fährt ein Taxi drüber. Über den Elefanten. Statt dessen tritt sie zurück ins Zimmer, der Fernseher ist an und zeigt immer noch die automatische Anzeige, *Willkommen im Hotel Steigerhof, Herr und Frau Dr. Fankhauser*. Sie setzt sich auf den Bettrand, greift nach der Fernbedienung, schaltet um, sie hat ja Zeit, sie wird nirgends erwartet. „Nutz' doch das Zimmer“, hat er gesagt, „teuer genug war es ja.“ Auf dem Nachttisch noch ein halbvolles Glas, im zweiten beginnt der Krimi.

Das muss aufhören, denkt er. Das mit den Elefanten. Das war das letzte Mal, morgen mach ich Schluss, gleich als erstes morgen früh. Keine Elefanten mehr, ich schwör's.

Vielleicht noch einen. Ganz kleinen.

Der Lift hält in der 28. Etage, die Türe öffnet sich mit einem leisen Zischen, noch im Gehen wirft sie einen letzten Blick zurück, in den Spiegel, einen Kontrollblick, glänzt die Nase, sitzen die Haare, hat sie Spinat auf den Zähnen. Da sieht sie es erst: Das Rot ihrer neuen Jacke beißt sich mit dem Rot ihrer Tasche.

Warum sie das nicht vorher gemerkt hat? Es muss am Licht liegen. Die Lifttür schließt sich zögernd wieder, als wolle sie ihr noch eine Chance geben. Sonja reagiert nicht. Sie wird zu spät zur Sitzung kommen, was ihr in zehn Jahren nicht einmal passiert ist, nicht, seit sie die Firma übernommen hat. Am Tag nach der Beerdigung. So hat sie um ihren Vater getrauert: Jeder, der auch nur eine Minute zu spät kam, wurde entlassen. „Es herrscht ein neuer Wind“, hat sie damals gesagt und ihre Manager haben genickt. Haben sich geduckt. Ducken sich heute noch. Seit zehn Jahren. Die rote Tasche ist seit diesem ersten Tag ihr Markenzeichen. Damals hat sie sich keine Aktentasche kaufen können, keine Zeit gehabt, kein Geld, damals hat sie eine Strandtasche genommen, heute ist es ein teures Modell aus Leder. Fröhlich, arglos, baumelt sie an ihrer Schulter, als wolle sie nur eben mal ins Strandbad oder zum Stadtbummel. Dabei birgt sie sämtliche Akten, die Sonja gerade bearbeitet,



KÜCHLER

Transporte GmbH





Umzüge weltweit

Lagerung

Außenaufzug

Handwerkerservice

Klavier-, Flügeltransporte

Büro- u. Objektumzüge

Aktenarchivierung

Himmelgeister Str. 100

40225 Düsseldorf

Telefon 02 11/33 44 33

Telefax 02 11/3 19 04 43

Siemensstr. 4-6

41542 Dormagen

Telefon 0 21 33 / 79 86

Telefax 0 21 33 / 7 34 38

www.kuechler-transporte.de info@kuechler-transporte.de

Guter Schulabschluss = bessere berufliche Chancen

Das wünschen sich auch Sarah K. und ihre Freunde.

Sind sie bereit, Mädchen / jungen Frauen in unseren Wohngruppen und Kindern in ihren Familien ehrenamtlich **Nachhilfe-Unterricht** zu erteilen? Z.B. einmal wöchentlich je 1-2 Stunden (auch abends oder am Wochenende möglich).



Wir beraten und begleiten Sie
Ehrenamt beim SKFM, Tel.: 46 96 - 186
40476 Düsseldorf, Ulmenstraße 67

SKFM
SOZIALDIENST KATHOLISCHER FRAUEN UND MÄNNER e.V.

das Schicksal jeder kleineren Firma in der Umgebung, das Leben ihrer Angestellten. Die Tasche jagt Angst ein. Ebenso wie ihr Name, Sonja Huber, ein an sich harmloser, hübscher, weiblicher Name. Synonym für Entlassungen, Nervenzusammenbrüche, skrupellose Firmenübernahmen. Sonja Huber drückt auf den Knopf, die Lifttür öffnet sich wieder. Doch Sonja rührt sich nicht. Die Jacke ist neu. Sie kann sie nicht ausziehen. Japanisches Kunstleder, direkt auf der Haut zu tragen. „Ja keine Bluse drunter“, hatte ihr der Designer eingeschärft, „das gibt nur wieder Rümpfe!“ Als mache sie absichtlich Rümpfe. Als ruiniere sie das Modell nur dadurch, dass sie es trug. Modeschöpfer und Verkäuferinnen in teuren Boutiquen sind die einzigen Menschen, von denen Sonja sich Befehle erteilen lässt. Männer, die zu viel Macht haben, lassen sich von Prostituierten demütigen. Sonja besucht teure Boutiquen, probiert Kleider an, die ihr nicht passen und lässt sich von gehobenen Brauen, von Kopfschütteln und bedauerndem Zungenschmalzen klein und kleiner machen. „Naja, man könnte die Hose eventuell noch etwas auslassen, aber Ihre Schuhe verderben natürlich alles. – Rot? Sie wollen rot? Wirklich? – Unsere Entwürfe richten sich nun mal an die zierliche Kundin, verstehen Sie.“ Sie genießt diese perfiden, exakt gesetzten Stiche wie ein Mann den Peitschenhieb seiner Domina genießt. Sie spürte, wie der Druck aus ihr entweicht, mit einem leisen Zischen, wie das der Lifttür, die sich wieder schließt. Und sie drückt den Knopf: Erdgeschoss.

Die Tür zum Atelier ist verschlossen und über dem Schloss klebt das Siegel des Betriebsamtes. Darauf ist er vorbereitet. Trotzdem. Was nun? Der Hund zerrt an seinem Knöchel. Genauer, am Hosenbein, die scharfen Zähne in dem sauteuren japanischen Kunststoff verbissen, der wie Leder aussieht, aber maschinenwaschbar sein soll. Nichts für scharfe Hundezähne. Er bückt sich und dabei rutscht die Hose und er denkt an sein Rheuma, er denkt nicht an den Anblick, den er allenfalls bietet, den oberen Teil seines weißen Hinterns der Stadtluft ausgesetzt, nein er denkt an sein Rheuma und er seufzt. Der Hund heißt Yves. Nach Yves Saint-Laurent. Der genau so einen Hund gehabt hat, eine französische Bulldogge oder auch zwei, das Bild aus der französischen Vogue hat ihn inspiriert, ein Bild aus den siebziger Jahren, der Meister am Boden kauern über überlebensgroßen Skizzen, die Hunde respektlos darüber hinweg tapsend, Fußspuren hinterlassend. Er hat den Hund. Er hat die Zigarettenspitze. Die getönte Brille. Was er nicht hat, sind überlebensgroße Skizzen. Oder einen Atelierboden, auf dem er die Skizzen hätte ausbreiten können. „Komm schon, Yve-1“, sagt er und klickt die Leine an das Nietenhalsband des kleinen Hundes, der diese Geschmacklosigkeit mit Fassung trägt. „Gehen wir halt.“ Unterwegs kauft er eine gekühlte Flasche Champagner und eine Rose in Zellophan. Er öffnet die Flasche auf der Strasse und nimmt gleich einen Schluck und dann noch einen. Yves zerrt an der Leine und zieht ihn weiter. Als sie ankommen, ist die Flasche beinahe leer. Das stört sie nicht. „Liebling! Du hast es nicht vergessen!“ „Vergessen?“ Da hat Yves ihn schon in die Küche gezerrt, wo ihre Freundinnen sitzen, um den Tisch herum, auf dem leeren

Flaschen stehen und ein angeschnittener Kuchen. „Happy Birthday, Mama!“ Die Damen rutschen, und er lässt sich auf den Hocker sinken, Frau Zuberbühler von oben hat ihm schon den Hinterkopf zugewandt, er beginnt ihr Haar zu kämmen, wie er es früher immer getan hat, als es noch lang und dunkelbraun war. Frau Messau von gegenüber fährt in ihrer Erzählung fort – „ich hätte es ja wissen müssen, ein Mann in seinem Alter“ – seine Mutter füllt die Gläser auf und schaut ihn über den Tisch hinweg an. „Bleibst ein bisschen?“

Er nickt. Er ist zuhause.

Milena Moser, 1963 in Zürich geboren, veröffentlichte 1990 ihre erste Kurzgeschichtensammlung „Gebrochene Herzen oder Mein erster bis elfter Mord“. Mit „Die Putzfraueninsel“ landete sie 1991 ihren ersten Bestseller. Es folgten weitere Romane und Erzählungen sowie Sachbücher. Milena Moser lebt mit ihrer Familie, nachdem sie acht Jahre in San Francisco gewohnt hat, wieder in der Schweiz. Ihr jüngster Roman „Müchtegern“ erschien 2010 bei Nagel & Kinche. Milena Moser schreibt auch regelmäßig Kolumnen und hat mit der Autorin Sibylle Berg und der Argentinierin Anne Wieser eine Schreibschule gegründet: www.die-schreibschule.com



Selbstabbruch

Eines Tages bekam ich eine Mail von Samuel Akaru aus der Republik Benin. Akaru stellte sich als Anwalt von Andrew Hacke vor, Direktor der Andrew Construction Company in Benin. Andrew Hacke sei zusammen mit seiner Familie am 25. Dezember 2003 beim Absturz einer Boeing 727 in Benin ums Leben gekommen. Sie seien auf dem Weg nach Beirut gewesen, um dort Ferien zu verbringen.

Andrew Hacke, so teilte mir sein Anwalt mit, habe ein Vermögen in Höhe von 15,5 Millionen Dollar hinterlassen, das nun herrenlos sei. Es gebe keine Verwandten von Andrew Hacke mehr in Benin, und er, Samuel Akaru, habe sich daraufhin im Internet auf die Suche nach Leuten mit dem gleichen Nachnamen gemacht. Er biete an, mich in den Besitz des Vermögens zu bringen, bevor die Continental Bank Benin das Geld konfisziere. Dafür wolle er einen Teil des Vermögens haben. Sein Angebot: 60 Prozent für ihn, 40 für mich. Ich solle Telefon- und Faxnummer, Adresse, Beruf sowie vollen Namen mitteilen.

Ich war erstaunt über die Gebührensätze der Anwälte in Benin; da dürfte mancher deutsche Kollege neidisch werden. Dann machte ich mich meinerseits im Internet auf die Suche nach Samuel Akaru und Andrew Hacke. Ich entdeckte (was ich mir schon gedacht hatte): dass ich nicht der einzige Adressat solcher Post bin.

Viele Menschen bekommen sie, mit gleichem Inhalt: Ein Vermögen wartet in Afrika. Dahinter stecken, so lernte ich, Verbrecherbanden. Sobald man auf den ersten Brief eingegangen sei, las ich, antworteten sie: Herzlichen Dank, wir treiben die Sache weiter voran, leider kommen wir ans Geld noch nicht ran, schicken Sie tausend Dollar; wir müssen Beamte bestechen und Gebühren zahlen. Es soll Leute geben, die das tun. Sie hören nie wieder von Samuel Akaru und seinen Freunden.

Ich entdeckte außerdem, dass viele andere Briefadressaten ebenfalls Namensvettern bei jenem Flugzeugabsturz vor vier Jahren verloren hatten. Die Toten trugen den jeweiligen Nachnamen des Adressaten, hießen aber alle Andrew mit Vornamen. Und alle waren Direktoren der Andrew Construction Company, einer Firma, die durch das Unglück enthaupet wurde: Die Maschine war voller Chefs namens Andrew. Ein Betriebsausflug anscheinend.

Etwas später kam Post von Leser D. aus Aachen. Er hatte eine ähnliche Nachricht von einem Mann namens Peter Freez in Ghana bekommen. Aber während Samuel Akaru mir auf Englisch geschrieben hatte, erhielt D. seine Post auf Deutsch. Freez teilte dem D. nach der Anrede „Am liebsten“ mit, er sei Entdecker „einer verlassenen Summe of \$ 12,500,000.00 (nur zwölf Million fünfhundert tausend Vereinigte Staaten Dollar) in einem Konto, das bis einen unserer Auslandskunden gehört, die zu-



sammen mit seiner gesamten Familie eine Frau und zwei Kinder im November 1999 in einem Selbstabbruch starben. Seit wir von seinem Tod hörten, haben wir seine Folgend-vonstämme erwartet, vorbeizukommen und Ansprüche für sein Geld als

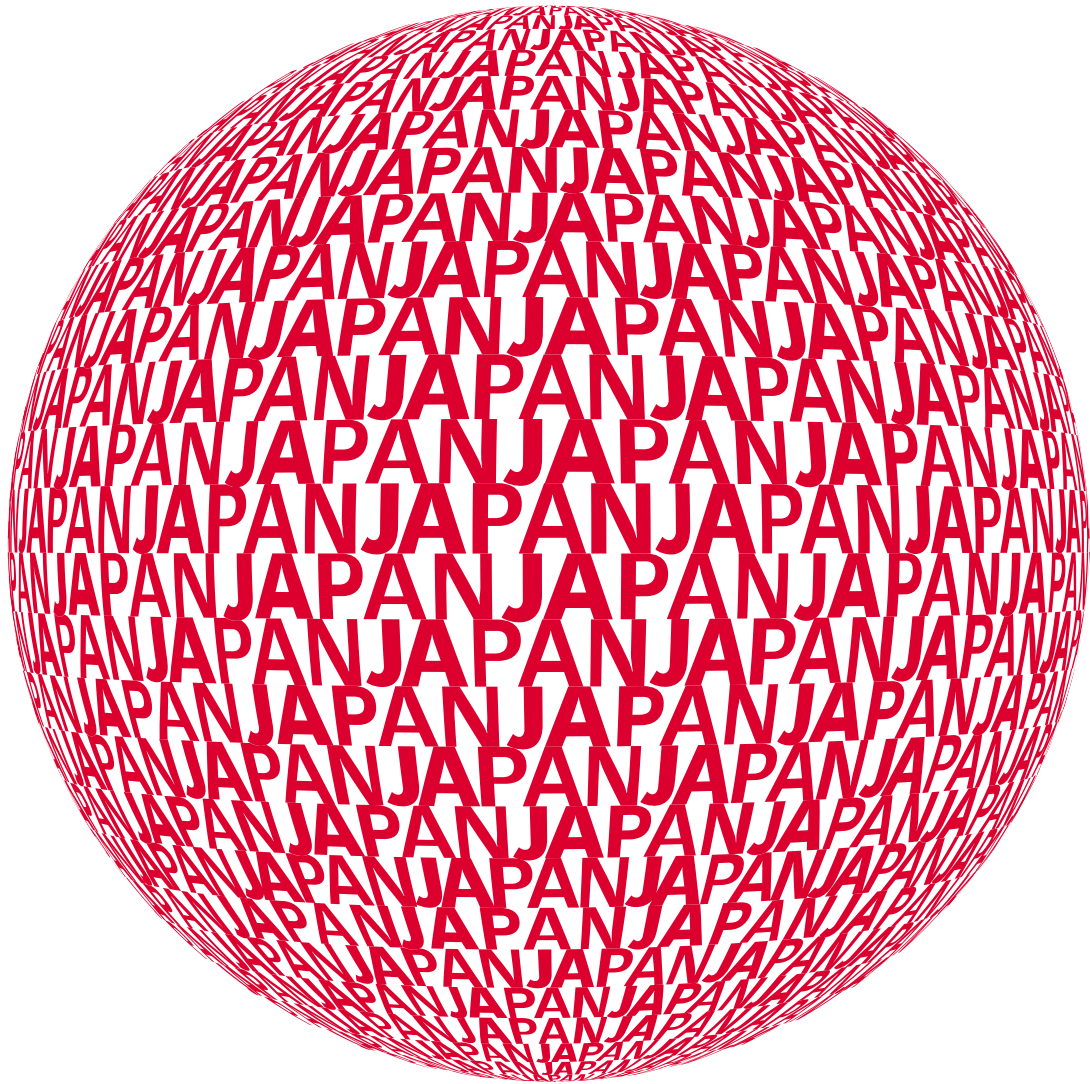
der Erbe zu setzen, „weil wir nicht die Kapital von seinem Konto freigeben können ... Leider hat weder ihr Familie Mitglied noch entfernter Verwandter everappeared.“ Freez' Vorschlag: 65 Prozent für ihn, 5 für Gebühren, 30 für Leser D.

Ich war neidisch. So schöne Wörter hatte mir Akaru nicht geschrieben: Am liebsten, Selbstabbruch, Folgend-vonstämme ... Ich sortierte sie alle in den Wortstoffhof ein. Dann schrieb ich Samuel Akaru: „Am liebsten Akaru! Thank you for deinen wunderbaren Mailpost. Ist es nicht ein unbelievable Zufall, dass ich Dir gestern auch schreiben wollte? Denn am 21.12.2003 ist Mr. Andrew Akaru, Prokurist der Andrew Altwörter-Entsorgungs GmbH, hier auf meinem Wortstoffhof zu einem Abbruch gekommen, als er einen Lkw entladen wollte. Er wurde together mit seiner Schwiegermutter und zwölf Folgend-vonstämmen von einem Berg alter Phrasen und Metaphern erschlagen. Herr Andrew hinterlässt ein Vermögen von 15,5 Millionen seltener, sehr beautiful Wörter. Du wollen haben? Ich vorschlagen: 60 Prozent für mich, 60 Prozent für dich, den Rest für die Duden-Redaktion. Bitte antworte soon, aber nurnurn auf Deutsch (lass Peter Freez übersetzen!) und mit Foto und Geld, das ich Dir dann backschicke, für Deine Auslagen. Mit dem besten Respekt aus meinem Leben! Dein Axel.“

Aus: Axel Hacke, *Wortstoffhof*, © Verlag Antje Kunstmann, München 2008. – Axel Hacke, 1956 geboren, lebt als Schriftsteller und Journalist in München. Von 1981 bis 2000 arbeitete er als Reporter und „Streiflicht“-Autor bei der „Süddeutschen Zeitung“. Seine journalistische Arbeit wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet, seine Bücher, darunter mehrere Bestseller („Der kleine Erziehungsberater“, „Der kleine König Dezember“), wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt.

ヤー日本

WIR SAGEN JA ZU JAPAN



Ach, Japan! Wir gedenken der Opfer und drücken den Hinterbliebenen unser Mitgefühl aus. Dem ganzen Land wünschen wir Mut und Kraft für die Überwindung der schrecklichen Katastrophe. Und zum 150jährigen Jubiläum der freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Völkern sagen wir aus tiefstem Herzen: JA ZU JAPAN



ja-zu-japan.de



Landeshauptstadt
Düsseldorf



Kreis Mettmann

rhein
kreis
neuss

KREIS  VIERSEN

KR  KREFELD



Stadt
Mönchengladbach


STADT MEERBUSCH

STADT  NEUSS



STADT RATINGEN



日独交流150周年
JDF 150 Festschrift
Deutschland-Japan

 **Wall**



Rheinbahn



Fachhochschule
Düsseldorf

Die Reichen

Von Sibylle Berg



Dunkel wird es wieder und Reif an gedörrten Bäumen, lange Schatten auf den Straßen und Zeit für Mitgefühl. Randgruppen umarmen zur Weihnachtszeit. Zeit an die Reichen zu denken. Die keiner mag, und das wissen sie. Sitzen in ihren Villen, sehen sich an, das wird fad mit der Zeit, doch zum Rauschauen fehlt der Mut. Draußen sind die, von denen sie verachtet werden. Reiche sind nicht beliebt. Zu unrecht. Denn es sind Menschen. Sie haben Gefühle. Irgendwie. Aber wer ist reich? Gunilla von Bismarck? Daniel Vasella?

Die Erbinnen tragen die stoffgewordenen Naturkatastrophen von Escada und Versace und das ist gut, denn irgendjemand muss das tun. Sie langweilen sich und deshalb werden sie wohlütig.

Christoph Blocher? Oder Sie? Haben Sie schon einmal Leute gesehen, die gar nichts hatten? Die liegen nackt an der Straße, in verschiedensten heißen Ländern, wie Müll liegen sie da, und warten auf den Tod, denn dann bekommen sie wenigstens einmal etwas geschenkt: Ihren Abtransport in eine öffentliche Grube. Fast jeder Tourist der sich freiwillig nach Kambodscha, Haiti oder Polen begibt, ist wohlhabender als 80 Prozent der Einheimischen. Selbst ein deutscher Sozialhilfeempfänger, aus welchem Grund er auch immer eine Reise in die Slums von Dhaka machen sollte, wird sich reich fühlen müssen. Wird es richtig begreifen, wenn er das Land wieder verlassen darf, verfolgt von tausend Augen die ihn beobachten, am Flughafen. Die Augen in Leuten, die ihn beneiden, um den Weg in die Freiheit, in ein Land unermesslichen Reichtums, das ihnen verwehrt bleiben wird, weil ein Ticket mehr kostet, als sie haben werden in ihrem ganzen Leben, selbst wenn das nicht so lang ist. Doch wenn er dann zurückgekehrt ist, in sein Land, der Sozialhilfeempfänger, wird er wieder nichts sein, arm sein und nach oben schauen zu den anderen. Für ihn bin vermutlich sogar ich reich, denn

ich kann es mir leisten, in einem der teuersten Länder der Welt, der Schweiz, zu leben, wo wiederum ich einer der Ärmern bin, denn es langt mir nicht für ein Chalet in St. Moritz, eine Villa am Zürichsee. Selbst der Unterhalt eines Rolls Royce liegt für mich nicht drin. Reichtum ist relativ. Man fühlt sich reich oder mag sicher sein, dass es immer einen geben wird, der reicher ist als man selber, und kann verzweifeln daran. Kann sich denken, dass das Leben vertan ist, ob all der Sachen die man nie besitzen wird, kann aus der Verzweiflung Neid werden lassen, auf all jene, die über einem selbst zu stehen scheinen, in der Sonne. Neid ist relativ. Es gibt den kleinen, gepflegten, goldfarbenen Neid eines Herrn Rothschild auf einen Herrn Gates, ein

Neidchen, kann man sagen, und es hat den zerfressenden Neid dessen, der im Straßengraben vor einer Villa schlafen möchte, nicht schlafen darf, weil er das Auge beleidigt. Wird er die Villa sehen und neidisch sein in einer Form, die dem Hass sehr nahe kommt, weil er keine Rechte hat, keine Chancen. Und dann gibt es noch den General-Neid, den viele Menschen in sich tragen, die sich vom Leben betrogen fühlen, die die irrige Idee haben, etwas Großes stünde ihnen zu, einfach, weil sie sind. Der General-Neider hasst Reiche. Aus Prinzip. Die Reichen, die über Leichen gehen, Geizkrägen, die Menschen ausbeuten, Mistkerle, die mit ihren Ferrari-Abgasen die Luft verpesten, blöde Schlunzen, die Pelztierchen tot machen. Geld macht nicht glücklich, zischelt der Neidische und hat unrecht. Der Versuch, eine Definition von Glück zu finden, ließ Wissenschaftler auf eine Formel kommen, die Glück sehr fördert: Wohlstand, Bildung, soziale Kontakte und Naturverbundenheit. Machen wir uns also nichts vor, Reiche sind glücklich. So wie



viel gearbeitet, und viel arbeiten macht glücklich. Ein prima Beispiel für den Mann, der aus dem Nichts kam, ist Deutschlands Geld-Guru Bodo Schäfer. Er ist reich, und er ist es geworden, weil das immer sein Ziel war. Was wollen sie werden, mein Junge? Reich. Alles klar. Das hat er gemacht. Er hat einen Bestseller darüber geschrieben und ist noch reicher geworden, er hat 20 Stunden täglich gearbeitet und gespart, und heute hat er einen Rolls Royce, ein Anwesen in der Sonne und vermutlich müsste er nichts mehr machen. Wenn das so leicht ginge. Denn der sich seinen Reichtum erarbeitet weiß, wie mühsam das ist, und immer wird er in Sorge leben, dass der Reichtum einfach wieder verschwinden könnte, wie ein geliehener Pelzmantel. Bodo ist zufrieden mit sich, er ist geworden, was er immer wollte, und er tut keinem weh damit. Warum sollten wir ihn hassen? Es gibt nichts zu hassen an denen, deren Ziel es ist, mit ihrer Arbeit reich zu werden, denn sie denken, sie erbauen, sie kreieren, und sie tun es für sich, tun es, weil es sie befriedigt. Meist

glauben sie an etwas, haben eine Leidenschaft, und dass sie damit viel Geld verdienen, ist nur richtig. Denn neben den Arbeitsplätzen, die sie schaffen, heißt das, was sie 22 Stunden täglich tun, den Kapitalismus zu fördern, ihn zu beschleunigen, damit er schneller explodiert, und das ist nur zu bejubeln. Die reich sind, ohne zu arbeiten, haben geerbt. Das ist auch nichts Schlechtes. Gunilla von Bismarck war immer reich, sie kennt es nicht anders. Als sie jung war, feierten alle jungen Reichen Partys, das hat sie auch getan und ist wie unbemerkt in die Jahre gekommen. Als ich sie in

Marbella traf, war sie eine Figur, die Gunilla von Bismarck darstellt. Dauerlachen unter einem platin-blonden Haardeckel, gehüllt in eine teure Tischdecke. Tags darauf trug sie einen Trainingsanzug und war eine kultivierte freundliche Dame, die mit mehreren Tieren auf einem Anwesen saß und bedauerte, dass sie in ihrer Jugend nichts gelernt hatte, nichts getan außer Partys zu feiern. Jetzt ist es zu spät, sich etwas Neues einfallen zu lassen, sagte sie ein wenig traurig beim Abschied. Nicht zum hassen, die Gunilla. Nicht zum hassen ihre Freunde, die des Nachts in Marbella auf den Tischen tanzen. Tut keinem weh, denn sie ziehen die Schuhe aus dabei. Und wollen doch nur einen Sinn finden, in ihrem Leben, wie wir alle.

Nichts Böses, der reiche Erbe. Die Erbinnen tragen die stoffgewordenen Naturkatastrophen von Escada und Versace und das ist gut, denn irgendjemand muss das tun. Sie langweilen sich und deshalb werden sie wohlütig, das ist mehr an andere gedacht, als es sich einer je leisten

kann, der um seine Miete besorgt sein muss. Der Männererbe spielt Polo, das stört keinen, weil es ein leiser Sport ist, er lässt gutaussehende Häuser errichten, die dem Auge schmeicheln, er hat selten ansteckende Krankheiten, weil er sich sehr gute Ärzte leisten kann.

Wer ist noch reich, wen könnten wir verachten und weswegen? Gerhard Schröder? Für einen normal verdienenden Deutschen mag er reich erscheinen, doch er ist es nicht. Ständig mahlen seine Wangenknochen, so gerne wäre er reich und wird es doch nicht werden. Ihn müssen wir nicht beneiden. Aber auch keinen wirklichen Reichen müssen wir beneiden oder verachten. Oder sind Sie noch nicht überzeugt?

Dann stellen wir uns ein kleines Land vor. Es wäre von Bergen umgeben, von hellem Himmel bedeckt, Seen lägen und kleine Bäche mit Goldfischen darin. Es hätte keinen Namen, das Land, aber seine Währung wäre der schöne, bunte Schweizer Franken. Stellen wir uns weiter vor, in diesem Land lebten nur reiche Menschen. Es wäre sauber, das Land. Straßenreiniger verdienen 6000 Franken, eine bisschen mehr als ein Schaffner im Zug wäre das, aber doch soviel, das jeder seiner Arbeit gerne nachginge. Nachdem einige der Einwohner des Landes ein kleines bisschen gearbeitet hätten, andere durch Läden geschlendert wären, um die Wirtschaft anzukurbeln, trafen sie sich in schönen Cafés und Restaurants oder beim Schwimmen im fleischwarmen Wasser. Sie würden miteinander reden, die Menschen, weil sie kaum Arg hätten. Reichtum entspannt, er verringert die Angst, und wer sich keine Gedanken darüber machen muss, wie er den nächsten Tag überlebt, hat viel Kraft für vernünftige Dinge.

Sie füttern Tiere, bilden sich, die Menschen des kleinen Landes, und legen hübsche Gärten an. Fremden begegnen sie höflich und leise, denn sie sind gut erzogen und haben keine Furcht vor allem, was fremd ist, denn sie sind ruhig und wissen, dass kaum etwas sie bedrohen kann. Darum schlagen sie keine Ausländer zusammen, denn sie sind gut ausgebildet und wissen, dass jeder Mensch gleich ist. Solange er Geld hat. Die Menschen des kleinen Landes riechen nicht unangenehm, weil sie

sich sauber halten. Sie bauen ab und an, wenn es ihnen langweilig ist, ein paar Museen, und verschenken Kunstsammlungen. Sie lieben Kunst und Künstler, weil sie wissen, dass Kunst das einzige ist, das den Menschen vom Tier unterscheidet. Wenn sie verreisen, so fahren sie an feine gepflegte Orte, denn sie verachten Tourismus als den 4. Weltkrieg unserer Zeit. Von dem, was sie zuviel haben, geben sie ab, weil sie wissen, dass Wohlstand nur Spaß macht, wenn man teilen kann.

Abends fliegen sie eine Runde über ihren hübschen Häusern, winken und lachen. So wäre das in dem kleinen Land, wo der Reichtum lebt. Doch auch bei Ihnen zu Hause, gibt es keinen Grund, die Reichen zu verachten. Wenn Sie in Europa wohnen, eine Arbeit haben und nicht gar zu viele, die sie versorgen müssen, können Sie sich selber alles leisten, was Reiche glücklich macht: freundlich zu anderen sein, nicht nur an sich selber denken, an hübsche Plätze verreisen und fein essen gehen. Die Welt wäre eine bessere, wenn alle Menschen reich wären. Keinen Grund gäbe es mehr für Hass und Missgunst, für Überfälle und Kriege. Ich möchte, dass jeder auf der Welt soviel Geld hat, dass er sich leisten kann, was er will und er wird feststellen, mit der Zeit, dass es gar nicht soviel ist.

Ich möchte, dass jeder auf der Welt soviel Geld hat, dass er sich leisten kann, was er will und er wird feststellen, mit der Zeit, dass es gar nicht soviel ist.

© Sibylle Berg. Die Autorin, 1962 in Weimar geboren, lebt heute in Zürich. Sie hat bislang zwölf Bücher veröffentlicht. Ihr aktueller Roman „Der Mann schläft“ ist 2009 im Hanser Verlag erschienen. Die Theaterstücke von Sibylle Berg („Helges Leben“, „Hund, Mann, Frau“, „Hauptsache Arbeit!“, „Nur Nachts“ u. a.) werden an zahlreichen Bühnen im In- und Ausland gespielt. Schreiben mit Sibylle Berg: www.die-schreibschule.com

Die KAB versteht sich als eine kirchliche Bewegung für soziale Gerechtigkeit.

Sie setzt sich besonders ein für

- die Einführung eines Garantierten Grundeinkommens,
- eine solidarische Alterssicherung,
- den Schutz des freien Sonntags,
- eine wirksame Bekämpfung der Armut und – besonders in Düsseldorf –
- für die Einführung eines Sozialtickets.

Katholische Arbeitnehmer-Bewegung
Lindenstr. 176, 40233 Düsseldorf
Tel.: 0211-59 89 14 28 FAX: 0211-59 89 14 20
Email: info@kabdvkoeln.de



über 40 Jahre

EVERS & KREGEL
Gebäudereinigung

Leistungen

- Unterhaltsreinigung
- Glasreinigung
- Grundreinigung
- Teppichreinigung
- Hygienebedarf
- Schmutzfangmatten

Moderner Fuhrpark

Unsere Autos sind in der gesamten Region bekannt. Wir haben einen der auffälligsten Fuhrparks aus dem Düsseldorfer Umland und legen hierauf auch großen Wert.



Zertifizierungen

Das Unternehmen ist nach dem Qualitätsmanagementsystem DIN EN ISO 9001:2008 und nach Umweltmanagementsystem 14001:2004 zertifiziert, um weiterhin zukunftsweisend aufgestellt zu sein. Qualität im Handwerk!



Sachverständigenbüro

Michael Kregel ist von der Handwerkskammer Düsseldorf am 31.10.2007 als Sachverständiger für das Gebäudereinigerhandwerk öffentlich bestellt und vereidigt worden.

Besuchen Sie auch unseren Internetauftritt unter www.evers-kregel.de

Evers & Kregel
Gebäudereinigung
In der Steele 8
40599 Düsseldorf
Tel. +49 (0) 211 - 69 07 69 - 0
Fax +49 (0) 211 - 69 07 69 - 10

LINKS WIRKT

Ein Jahr Fraktion DIE LINKE im Landtag von NRW

Wir ziehen Bilanz: Ab sofort nachzulesen in unserer Broschüre „Links wirkt“. Als PDF-Download oder zu bestellen unter:

www.linksfraktion-nrw.de

DIE LINKE.
Fraktion im Landtag Nordrhein-Westfalen

Das Händchen

Von Ingrid Noll



So müsste man wohnen, sage ich mir, wenn ich bei anderen Leuten in weite leere Räume trete: Lichtdurchflutet, von hohen Fenstern wehende weiße Gardinen, nur wenig Farben in Naturtönen und null Nippes. Bei uns ist alles voller Sachen, was Wunder, wenn man seit über vierzig Jahren verheiratet ist und seitdem oft und gern im In- und Ausland Flohmärkte besucht hat.

Also wäre es nicht schwer, irgendeinen halbantiken Gegenstand aus unserem vollgestopften Haus zu selektieren und über Herkunft und Werdegang zu berichten. Uhren, Dosen, Kästchen, Vasen, Kunst und Kitsch - alles da. Suchend wandern meine Augen über Schätze, die für Puristen wahrscheinlich unsäglicher Plunder sind, und entdecke dabei einmal wieder das Händchen. Niemand mag es, trotzdem fristet es schon lange sein beklagenswertes Dasein zwischen Hüten und Mützen auf dem Dielenschrank.

Als ich vor Jahren durch die Fußgängerzone einer fremden Stadt schlenderte und keine passenden Schuhe fand, wurde meine Frustration durch ein lustiges kleines Mädchen gemildert, das vor einem Laden stand und mit großer Energie immer wieder auf eine Fußmatte sprang. Auf der Matte war ein Pferdekopf abgebildet, und bei jedem Hopsen ertönte aus einem unsichtbaren Lautsprecher ein vitales Wiehern. Erst auf den dritten Blick erkannte ich, daß es ein Geschäft für Scherzartikel war. In meiner Jugend wurde ich einmal auf eine Party eingeladen, wo man mit Senf oder Salz gefüllte Pralinen herumreichte. Ich biß herzhaft hinein und hasse seitdem Objekte dieser Art.

Eigentlich wollte ich damals auf der Stelle weitergehen, aber der Inhaber kam heraus und lockte wie eine Knusperhexe. „Gleich gibt es Regen, treten Sie doch unverbindlich ein! Sie werden sich wundern, was man alles bei mir kaufen kann!“ Tatsächlich fing es an zu tröpfeln, und ich stolperte ergeben in den kleinen Laden.

Da gab es Gartenzwerge, die exhibitionistisch den Mantel aufhielten oder mit dem Dolch im Rücken am Boden lagen; ich erinnere mich an Aschenbecher, die gräßlich zu husten anfangen, sobald jemand daran die Zigarette abstreifte, und sehe vor allem die vielen Händchen vor mir, die an einer Leine baumelten. Er habe beim Einkauf falsch kalkuliert, sagte der unglückliche Verkäufer, und bei weitem zu viele Hände aus Weichplastik geordert; jetzt müsse er sie unter Wert verramschen. Um die Sache auf den Punkt zu bringen: Zur Überraschung meines Mannes kam ich nicht mit neuen Schuhen, sondern mit einer ekligen und völlig überflüssigen Gummihand nach Hause.

Wer mochte Modell dafür gestanden haben? Die Hand sieht so echt aus, daß man wegen ihrer mangelnden Wärme zusammenzuckt. Ich ordne sie einem taiwanischen Programmierer oder einem japanischen Pianisten zu, denn es ist sicherlich eine Männerhand, allerdings eine sehr feine, elfenbeinfarbene, mit langen Fingern.

Am Tag nach diesem peinlichen Einkauf konnte ich es nicht lassen, das Händchen im Ärmel eines aufgehängten Mantels zu fixieren und damit erschrecken. eine Besucherin zu wurde kreativen, ließ die gelber unter meiner Bettdecke herausgucken, von draußen ins Klofenster greifen oder, zwischen die Schiebetür geklemmt, eine Zigarette rauchen. Allerdings gelobten wir, das Händchen niemals unter ein Auto zu legen. Freunde baten darum, die Hand mit in den Skiurlaub nehmen zu dürfen, um dort Schabernack damit zu treiben.

Nach einer Weile geriet mein Händchen in Vergessenheit. Aber eines Tages ist es wieder zu Ehren gekommen, weil es vielleicht eine Lungenentzündung verhindert hat. Als ein Fernsehteam einen kleinen Film bei uns drehte, wollte man mich im herbstlichen Garten Blätter zusammenharken lassen, um ganz nonchalant eine Leiche damit abzudecken. Redakteurin und Kameramann sagten einstimmig zum Tontechniker: „Und du machst jetzt die Leiche!“

Der Rasen war naß, die Blätter schmutzig, die Erde ausgekühlt, der arme Mann dauerte mich. Als mir die Erleuchtung kam, waren alle zufrieden: Pars pro toto. Das Händchen ragte täuschend echt unterm Blätterhaufen hervor, und ich ließ es dort liegen. Der Frühlingswind brachte es leider wie neugeboren wieder an die Oberfläche, denn es gibt Dinge im Leben, die trotz dem natürlichen Verfall und werden niemals der Erde gleich.

Aus: „Falsche Zungen“, © Diogenes, Zürich 2005. Ingrid Noll kam 1935 in Shanghai zur Welt und studierte in Bonn Germanistik und Kunstgeschichte. Sie ist dreifache Mutter und Großmutter. Mit 55 Jahren begann sie Kriminalgeschichten zu schreiben, die allesamt sofort zu Bestsellern wurden. „Die Häupter meiner Lieben“ wurde mit dem Glauser-Preis ausgezeichnet und, wie andere ihrer Romane, erfolgreich verfilmt.

Zur Überraschung meines Mannes kam ich nicht mit neuen Schuhen, sondern mit einer ekligen und völlig überflüssigen Gummihand nach Hause.

gehängt und damit erschrecken. wurde kreativen Fin-Bettdecke draußen ins fen oder,

Unser langjähriger Verkäufer

Pico (Jan Büttner)

ist im Alter von nur 39 Jahren verstorben. Wir trauern mit seinen KollegInnen von der Straße und den Anverwandten.

Das *fiftyfifty*-Team.



CASA BLANKA
Servicepartner für Zuhause

Hauswirtschaftliche Dienstleistungen
einmalig oder dauerhaft

Rufen Sie uns an. Unsere Mitarbeiterinnen helfen Ihnen gern.

0211 1719342
oder casa-blanka@zwd.de

Ein Betrieb der ZWD
Zukunftswerkstatt Düsseldorf

Herausgeber:

- Asphalt e.V. Düsseldorf
- Diakonisches Werk e.V. Mönchengladbach
- Caritasverband Krefeld e.V.
- Caritasverband Frankfurt/Main
- Verein für Gefährdetenhilfe gemeinnützige Betriebs-GmbH

Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)
Kultur: Olaf Cless
Fotos: Katharina Mayer

streetwork Düsseldorf:

Oliver Ongaro, 0171-5358494
fiftyfifty.streetwork@x-pots.de

Redaktion, Verlag und Vertrieb:

fiftyfifty
Jägerstraße 15, 40231 Düsseldorf,
Fon 0211-9216284 Fax 0211-9216389
www.fiftyfifty-galerie.de
info@fiftyfifty-galerie.de

Anzeigen:

Anzeigen geben nicht die Meinung der Redaktion wieder!
fiftyfifty, 0211-9216284

fiftyfifty-Galerie:

Öffnungszeiten:
Mo-Sa 14-17 Uhr u. nach Vereinbarung
info@fiftyfifty-galerie.de

Lokalredaktionen

- Bonn: Susanne Fredebeul 0228-9857628
- Duisburg: Sabena Kowoll 0162-7358933
- Mönchengladbach: Heike Wegner 02161-5766969
- Frankfurt: Jürgen Schank, 0160-3700611

fiftyfifty ist Mitglied im:

Paritätischen
Wohlfahrtsverband und
im International Network
Street Papers (INSP)



Beachten Sie auch unsere *fiftyfifty*-Projekte



Erste Hilfe für den besten Freund der Obdachlosen
www.fiftyfifty-underdog.de



Auszeichnung für *fiftyfifty*:
Düsseldorfer Friedenspreis 2007

3. DÜSSEL DORFER KABARETT HEIMSPIEL

Christian Ehring
Jens Heinrich Claassen
Volker Diefes
Horst Fyrguth
Harry Heib
Sven Heubes
Frank Küster
Michael Steinke
Sabine Wiegand



SO. 21. AUGUST

ZUGUNSTEN VON
fiftyfifty
Das Straßenmagazin

19 UHR, 16,- VVK / 20,- AK

WWW.ZAKK.DE • FICHTENSTR. 40 • DÜSSELDORF

zakk...